

### III. Miscellen.

1. Besseringen. Am Nachmittag von Freitag dem 25. Januar 1878 fand ein Bauer beim Pflügen seines Ackers auf dem sogenannten Greimerzberg, einem Hügel am südöstlichen Ende der Gemeinde Besseringen, nach der Kreisstadt Merzig zu, drei Steinsarkophage, etwa  $\frac{1}{2}$  Meter unter der Erdoberfläche. Diese, wie auch ihre Deckeln (nicht Deckplatten) sind aus weissem Bruchstein und in Folge von dessen Härte roh gearbeitet. Der grösste von circa 2 Meter Länge ist oben rundlich, die zwei anderen oben eckig und abwärts glatt. Der kleinste ist etwa 1,60 Meter lang. Der eine grosse Sarg barg einen röthlichen Schädel, der noch Haare zeigte und auf starke Entwicklung der Diploe schliessen lässt. Die Rippenstücke und Gebeine waren nur geröthet. Die Dachform der lose aufgelegten Deckel ist wahrscheinlich zur Fernhaltung des Wassers bestimmt gewesen. In denselben Särgen fanden sich auch Thränengläser (nicht Thontöpfchen), Ringe, ein bleiernes Aextchen, 1 Dolch und verschiedene Münzen, worunter 1 Goldstück von „Imp. Constantinus u.“

Mettlach.

Jost.

2. Bonn. Kirchhof der alten Remigiuskirche in Bonn. Als im Jahre 1836 der Römerplatz, auf dem die 1801 abgetragene Remigiuskirche gestanden hatte, geebnet wurde, kam eine grosse Zahl alter Gräber zum Vorschein. Der damalige Professor der Anatomie Geh. R. Mayer liess eine grosse Zahl der darin gefundenen Schädel nach dem Anatomie-Gebäude bringen, wo sie lange Zeit auf dem Speicher lagen. Bei der Ausräumung des anatomischen Museums kamen sie vielfach beschädigt und zerbrochen in das neue Anatomie-Gebäude, wo sie bei Anfertigung eines Catalogs der Bonner Schädelammlung von mir einer näheren Untersuchung unterzogen wurden. Es sind noch 73 dieser Schädel vorhanden, die, nach dem Grade ihrer Erhaltung zu urtheilen, aus dem 16. und 17. Jahrhundert herzustammen scheinen. Auffallend ist, dass darunter eine grössere Zahl sehr schlecht entwickelter, fast mikrocephaler weiblicher Schädel vorkommt, die sich wie

durch ihren Bau, so auch meist durch Grünspanflecken auf der Stirne bemerklich machen, die von den Stecknadeln herrühren, mit denen die Hauben an den Leichen befestigt waren. Ein der rheinischen Bevölkerung fremder, sehr kräftiger und roher Typus gehört vielleicht Soldaten an, die damals Söldlinge aus anderen Gegenden waren. Herrn H. Hesse verdanke ich über die Bonner Kirchhöfe noch einige von ihm den städtischen Akten entnommene Angaben, die hier eine Stelle finden mögen. Der letzte Todte, den die Sterbeliste der alten Remigiuskirche aufführt, ist Severinus f. leg. Johannes Hornek, der am 5. Mai 1787 starb. Der erste, welcher am 6. Juni desselben Jahres auf dem jetzigen, dem früheren Soldatenkirchhofe bestattet wurde, war Henricus Bonaventura f. leg. Johannes Geldmacher. Zwei Rathsprotokolle besagen das Nähere. Am 24. April 1787 wird dem Rath ein kurfürstliches höchsthändiges Rescript in Betreff des vor die Stadt zu verlegenden allgemeinen Kirchhofs mitgetheilt, demselben aufgetragen, für eine hinlängliche Erweiterung des Soldatenkirchhofes zu sorgen und wegen der allenfallsigen Wegschaffung der Gebeine aus hiesiger Stadt mit Zuziehung der medicinischen Fakultät die sicherste Massregel zu nehmen. In der Sitzung vom 25. April 1787 erklärt Herr Hofrath Kaulen, dass der damalige Raum des Soldatenkirchhofs für eine jährliche, von den Herren Pastoren angegebene Mittelzahl von 371 Todten, unter welchen  $\frac{1}{3}$  Kinder zu rechnen wären, vollkommen ausreiche, indem alsdann erst über das 4. Jahr das nämliche Grab eröffnet zu werden brauche, binnen welcher Zeit die Körper vollständig vermodert seien und ohne die mindeste Schädlichkeit ausgegraben werden könnten. Es wird beschlossen, von der medicinischen Fakultät ein Gutachten einzufordern, binnen welcher Zeit die todtten Körper auf den dermaligen Kirchhöfen ohne die mindeste Schadens-Besorgniss ausgegraben werden könnten. Auch soll auf dem neuen Kirchhofe eine Beingrube eingerichtet werden.

Es würde in der That alles von Menschen bewohnte und bewirthschaftete Land längst ein grosses Todtenfeld geworden sein, wenn man seit Einführung der Beerdigung der Leichen nicht von Zeit zu Zeit die Gebeine gesammelt und in offenen Beinhäusern oder in Beingruben vereinigt hätte, um die alte Grabstätte wieder benutzen zu können. Auch am Niederrhein waren offene Beinhäuser früher nicht selten. In Oppenheim bei Mainz ist noch bei der Hauptkirche ein solches, wo Tausende von Schädeln und Knochen regelmässig aufeinander geschichtet liegen. In Süddeutschland und der Schweiz waren sie bis in die letzte Zeit anzutreffen. Wenn man bei Aufdeckung alter Grabstätten oft die Gebeine dicht gehäuft findet, so sollte man an diesen Gebrauch denken und nicht voreilig eine Entfleischung der

Leichen vor der Bestattung annehmen. Sammeln doch selbst nordamerikanische Indianerstämme alle 8 bis 10 Jahre die Gebeine ihrer Todten, um sie in eine gemeinsame Grube zu bringen.

Es sind indessen in den Bonner Klosterkirchen noch später Mönche beerdigt worden, dies war 1796 noch in der Franziskanerkirche der Fall. Die Kirchgänger beschwerten sich aber bei der damaligen Bezirksverwaltung, dass der Geruch der vor einigen Tagen beerdigten Leiche unerträglich sei und den Aufenthalt in der Kirche unmöglich mache. Das Grab wurde in Folge dessen besser verschlossen. Herr Hesse erzählt noch, dass die Bürger sich anfangs sträubten, ihre Angehörigen auf dem früheren Militärkirchhofe beerdigen zu lassen und dass Graf Belderbusch, um diesen Widerstand zu beseitigen, ein junges Mädchen aus seiner eigenen Familie dort begraben liess. Am 10. Mai 1800 hatte der Blitz in den Remigiusthurm eingeschlagen, so dass er abbrannte. Die Materialien der Remigius- und der Gangolphskirche wurden beim Bau des 1807 errichteten neuen Arresthauses verwendet.

Schaaffhausen.

3. Cobern a. d. Mosel. Nachdem in voriger Woche bei den Erdarbeiten der Moselbahn oberhalb des Lengethals, etwa bei Station 89, ein Steinsarg in einer Höhe von ca. 30 m über dem Bahnplanum zu Tage gefördert wurde, sind am 26. d. M. wiederum zwei derselben unweit dem Dorfe Cobern in der Ausschachtung der Seitenentnahme auf Bahnhof Cobern aufgedeckt. Bei Ausschachtung der Seitenentnahme stiess man zuerst, gleich nachdem der Mutterboden abgehoben war, auf eine ca. 40,0 m lange Mauer, welche aus Grauwacke hergestellt, und deren Ansichtsflächen noch deutlich eine accurate Fügung erkennen lassen. Inzwischen war man mit den Arbeiten weiter vorgedrungen und deckte zuerst einen colossalen Sandstein auf, welcher auf der oberen Seite dachförmig abgeschrägt und so orientirt war, dass der Kopf desselben nach Norden und der Fuss nach Süden sah. An der Frontseite dieses Sargdeckels befinden sich zwei Eckakroterien und in der Mitte zwischen diesen ein Sockel.

Nachdem man die Erde soweit fortgegraben hatte, dass der obere Theil des Sarges zur Seite geschoben werden konnte, fand man ein noch vollständig erhaltenes Skelett von seltener Grösse. Sämmtliche Theile waren noch vollständig erhalten und vorhanden.

Ueber dem Kopfe desselben lag der Länge nach ein Krug und zu beiden Seiten an den Wänden Trinkgefässe.

Zu Füssen fand man in jeder Ecke des Sarges Glasgefässe, in welchen noch Flüssigkeit sich vorfand. Diese Glasgefässe, welche dünn sind, waren mit Holz-Stöpseln versehen und mit Harz verpicht. Nach Entfernung des

Stopfen erhielt man eine Flüssigkeit, welche etwas dunkelgelb gefärbt und nach deren Geruch gefolgert werden kann, dass diese einstens Wein gewesen ist.

Ueber der linken Hand stand eine flache Glasschale mit der gravirten Darstellung des von Fischen und zwei Meerungeheuern umgebenen Neptun. Am Rande laufen die Worte herum *Propino amanti bus*. Die Gravuren sind mit einem harten Steine ziemlich roh ausgeführt<sup>1)</sup>.

Als man noch damit beschäftigt war, diesen Sarg bloss zu legen, stiess man schon auf einen zweiten, worin nach Abnahme des Deckels sich ebenfalls ein noch vollständig erhaltenes Skelett vorfand. Dieser Sarg war weniger gross, auch fanden sich weiter keine Sachen darin vor. Leider ist nicht zu constatiren, in welcher Zeit diese Leichname beigesetzt sind, indem keinerlei Anhaltspunkte noch Münzen zur Ermittlung derselben führten.

4. Coblenz. Im Herbst 1877 wurden beim Baggern in der Mosel, bei deren Mündung in den Rhein, am sogenannten Hundsschwanz, die Reste eines gesunkenen römischen Schiffes gefunden. Es waren Holzreste und eine 60 Cm. lange, ganz mit Gerölle verkittete eiserne Rudergabel, die bei den rheinischen Schiffern immer noch den Namen „Furke“ (*furca*) trägt. Es wurden an derselben Stelle eine grosse Menge römischer Münzen, meist Grosserz gefunden, die so stark oxydirt sind, dass ihr Gepräge meist unleserlich ist. Die Rudergabel und 81 Stück dieser Münzen, darunter solche von Col. Nemausus, Trajan, Antoninus Pius, sind im Besitze des Herrn Dr. Rud. Schaaffhausen in Coblenz. Sch.

5. Erbenheim. Gräber von Erbenheim. Beim Bau der Wiesbaden-Limburger Eisenbahn wurde bei Erbenheim ein fränkisches Todtenfeld blosgelegt. Nach dem Berichte des Herrn Oberst von Cohausen wurden über 40 Gräber geöffnet, die Todten lagen mit dem Gesicht nach Osten, es waren Männer, Frauen, Kinder, meist einzeln, zuweilen bis zu fünf Leichen über- und neben einander bestattet. An Waffen fanden sich eiserne Speer- und Pfeilspitzen; auch ein Ango, die dem römischen Pilum nachgeahmte Waffe, die aus einer fast 1 M. langen Eisenstange mit Stahlspitze und kurzem Holzschafte bestand, Beile von der Form der Franziska, längere und kürzere Messer, aber nur ein Skramasax; ferner Schildbuckel in getriebener Arbeit. Die übrigen Grabfunde sind bronzene Zierscheiben, Feuerstein und Stahl, Gewandnadeln, Ohrringe, Perlen aus Thon, Glas, Bernstein und Bergkrystall, auch ein gläserner feiner Spinnwirtel mit ein-

1) Unser nächstes Jahrbuch bringt eine Abbildung dieser Schale.

geschmolzenen weissen Fäden. Eine im Bronzeringe hängende Muschel ist *Cyprea pontherina*, die nur im rothen und indischen Meere lebt. Schwarze mit Tüpfeln verzierte Urnen, Schüsseln und Henkeltöpfe zeigen zum Theil noch Spuren ihres Gebrauchs am Feuerheerd. Von terra sigillata wurde nichts gefunden, aber Schalen und Trinkbecher aus Glas, unten gerundet oder zugespitzt. Von Münzen fand sich eine von Domitianus und ein angelsächsischer Scätar aus dem 6. Jahrh. Die Schädel sind dolichocephal, haben zurückliegende Stirne, starke Augenbrauenwulste, vorspringende Nase und mässig vortretende Jochbogen. An 2 Schädeln kommt ein ganz anderer Typus vor, der mit der platten Nase, der breiten und niedrigen Nasenöffnung, dem starken Prognathismus eine niedrige, mehr brachycephale Rasse anzeigt. Die Gräber scheinen dem 4. bis 7. Jahrhundert anzugehören. Sch.

6. Gohr. Ein fränkischer Steinbau. Die Miscelle 11 des Heftes LVIII dieser Jahrbücher bespricht das Nymphenheiligthum in Gohr. Bei dieser Gelegenheit habe ich S. 209 Mauerreste erwähnt, welche ich damals deshalb nicht näher zu bestimmen gewagt habe, weil das zu dieser Zeit vorhandene Material für eine wissenschaftliche Erklärung nicht genügte. Als mir jedoch im Laufe des letzten Sommers Herr Hahn aus Gohr die Mittheilung machte, dass sich an der Stelle der früher gefundenen Mauerreste weitere gezeigt hätten, habe ich mich sogleich dorthin begeben und, vereint mit der freiwilligen Hülfe des Herrn Hahn, eine planmässig angelegte Nachgrabung und Untersuchung vorgenommen, welche ergeben hat, dass die Mauerreste von einem fränkischen Steinbau und zwar möglicher Weise von einer Warte herstammen, die im 9. Jahrhundert, wahrscheinlich durch die Normannen, zerstört wurde.

Diesen interessanten Fund will ich in Nachfolgendem besprechen und das Ergebniss der Untersuchung begründen.

Wie ich schon damals angegeben habe, liegt das (im Kreise Neuss gelegene) Dorf Gohr auf einem Höhenzuge, der als uralter Uferstrand des Rheines betrachtet werden muss. Dem Fuss dieses von Norden nach Süden leitenden Ufers entlang läuft eine Römerstrasse und östlich von dieser befindet sich die Niederung des Gohr- und Straberger-Broiches. Im südlichen Dorftheile, das speciell „Broich“ benannt ist, nimmt die eben genannte Römerstrasse eine zweite auf, welche durch die Torfniederung nach Osten verfolgt werden kann, wo sie mit einem Sandhügel, der Fundstelle des Nymphenheiligthums, in Verbindung gestanden haben mag. Westlich dieser Stelle und auch westlich der von Süden nach Norden leitenden Römerstrasse, also in dem Dorftheile Broich, befindet sich die höchste Stelle

des Uferrandes und diese, welche im Volksmunde „zur Burg“ genannt wird, ist die Fundstelle des Gegenstandes meiner Mittheilung.

Daselbst stiess man in einer Tiefe von 30 Centim. auf die 66 Centim. breiten Grundmauern zu einem vierseitigen Baue von 28 Metern Länge und 4,51 Meter Breite, der an der gegen Osten gelegenen Langmauer eine Ausbiegung erkennen liess, die von einem halbkreisförmigen Vorsprunge herzurühren schien. Wir haben uns demnächst einen kleinen thurmartigen Vorbau vorzustellen, an den sich ein kleiner Raum anschliesst. Da nun dieser Bau eine freie Aussicht gewährte, dürfte er an eine Warte mit Wächterwohnung erinnern.

Die Grundmauern ruhten auf einer dünnen Lehmlage, die man auf den dort an der Fundstelle befindlichen Sandboden aufgetragen hatte. Zu der Herstellung dieser Grundmauern hat man alle nur aufzufindenden Steine, gleich welcher Gestalt, gleich welcher Grösse und welchen Stoffes zusammengetragen. So liegen gewaltige Tuffsteinquader neben schweren Feldsteinen, und dazwischen zeigen sich Bruchstücke Liedberger Sandsteins und Basaltsäulen; ja, hin und wieder findet man sogar Stücke von römischen Gussmauern — nur an den Ecken des Baues hat man regelmässig einen würfelförmigen Block von rothem Sandstein gelegt. Wie die Stücke römischen Gussmauerwerks, so hat man auch augenscheinlich noch andere, ja fast die meisten Bausteine von den zerstörten römischen Bauten hergenommen, das beweisen nicht nur die kräftigen Profile, welche einige der gefundenen Tuffsteinquader zieren und das erwähnte Gussmauerwerk, sondern auch ein dort vermauert gewesenes, sehr sauber gemeisseltes Profil, das der umgekehrten attischen Basis gleicht, und endlich ein mit einem Reben-Fries geschmückter Stein. An einigen Steinen haftet Mörtel, aber so roh, dass ich kaum unterscheiden konnte, ob er als Bindematerial des Baues betrachtet werden darf; er ist jedoch gröber als wie der feine römische Mörtel und nicht wie letzterer mit Ziegelstückchen, sondern mit kleinen Kieselsteinchen angemacht, ein Umstand, der den nicht römischen Ursprung desselben ausser allen Zweifel setzt und der ihn doch als Bindematerial des Baues kennzeichnet. Zugleich bestimmt dieser nicht römische Mörtel mit der unvollkommenen Art und Weise des Aufbaues, sowie der Benutzung römischen Baumaterials, den nachrömischen — d. i. fränkischen Ursprung — des ganzen Fundes.

Neben dem Bauwerke lagen zwei menschliche Skelette, mit ihrem Gesichtstheile nach Osten gerichtet; auch zeigte sich hier ein eiserner Sporn, dessen 5 Centimeter langer Stachel vor der eigentlichen Spitze von einem metallenen, mehrflächigen Knopfe unterbrochen wird. Dieser runde Knopf

hat eine Dicke von zwei Centimeter und kennzeichnet, zugleich mit dem Längenverhältnisse des Stachels, den Sporn als karolingischen. Ein solcher, jedoch reich verzierter Sporn, befindet sich im Louvre und wird hier als Sporn Karls des Grossen bezeichnet. Sehr wahrscheinlich zeigt uns die christliche Weise der Leichenbestattung und der karolingische Sporn an, dass der Bau in der Karolinger Periode bewohnt wurde.

Der Raum zwischen den Mauern war von einer Brandschicht gedeckt, die offenbar von der Zerstörung des Baues herstammte. In dieser Brandschicht lag an der westlichen, den Eingang vermuthen lassenden Stelle ein grosser Block aus Liedberger Sandstein, der verschiedene Flächen und Einschliffe erkennen lässt, welche nur durch oft wiederholtes Schleifen von langen Schneidinstrumenten, wozu vornehmlich Schwerter gerechnet werden müssen, entstanden sein können. Dann fanden sich in der Brandschicht verkohlte Holzreste, ein eiserner Hohlmeissel, Stücke eines eisernen Thürbeschlages, angebrannte Knochenreste, worunter sich Stücke vom Schädel des Menschen erkennen liessen, endlich Bruchstücke von Dachziegeln und von Gefässen. Die Schädeltheile lassen auf eine plötzliche Zerstörung des Gebäudes schliessen, und die Gefässscherben geben uns die Zeit dieser plötzlichen Zerstörung an. Die Gefässscherben sind zum Theil steinhart gebrannt. Einzelne zeigen quadratförmige, eingepresste Verzierungen, welche den Gefäss-Ornamenten der fränkischen Rheingräber entsprechen. Auch sind die Randbruchstücke denen der früheren fränkischen Zeit gleich; aber die eigenthümliche Farbe einzelner Stücke und die so sehr grosse Festigkeit derselben deutet auf einen späteren Ursprung hin. Eine Vergleichung dieser Bruchstücke mit den mir zu Gebote stehenden früh mittelalterlichen Thongeräthen lässt recht deutlich erkennen, dass das neunte Jahrhundert nach Christus die Zeit ihrer Verfertigung sein muss. In dem neunten Jahrhundert muss also auch das Bauwerk zerstört worden sein.

Es ist nun geschichtlich bekannt, dass im neunten Jahrhundert die Normannen mehrere Male verwüstend in unsere Gegend einfielen, und dass diese Normannen bei ihrem verheerenden Zuge im Jahre 881 unter anderen Städten auch Neuss zerstört haben; daher ist es denn auch sehr wahrscheinlich, dass auch unser fränkischer Bau, — die vermuthliche Warte nebst Wächterwohnung — im neunten Jahrhundert durch die Normannen zerstört worden ist.

Koenen.

7. Gondorf a. d. Mosel. Am Eingange unseres Ortes, bei den ersten Häusern an der Strasse von Cobern aus, wurden beim Auswerfen eines Fundamentes ähnliche Steinsärge wie in Cobern gefunden, mit spätrömischen schwarzen und rothen Thongefässen.

8. Köln. Die Marienkirche auf dem Capitol zu Köln. Pipin's Gemahlin Plektrudis liess bei ihrem Stifte auch eine Kirche 696—710 erbauen. Nach ihrem um 720 erfolgten Tode (sie lebte noch im März 717; vgl. Görz: M'Rhein. Regesten I. S. 57) wurde die Matrone in der Mitte des Chores vor dem Altare begraben, wie dies bei Stiftern seit Konstantin dem Grossen üblich war. In späterer Zeit nahm man Veranlassung das Grabmal in die Krypta zu verlegen.

Von der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis Ende des 13. Jahrhunderts erscheint die Kirche gewöhnlich als *s. Mar. alta*, *s. M. in altis*; aber *s. M. in Malzbuchel* oder *s. M. super Malzbuchel* wird sie nicht vor 1179 in Schreinsurkunden und noch bis in das 16. Jahrhundert hinein genannt; erst seit 1233 kommt die Benennung *s. M. in capitolio* urkundlich vor.

Zu Anfang des 2. Jahrtausends erfuhr die Kirche eine völlige Umgestaltung. Sie erhielt darauf ihre Consecration von Papst Leo dem Neunten, während seines Aufenthaltes mit Kaiser Heinrich dem Dritten zu Köln am Feste Mariä Heimsuchung 1049. Von dieser Kirche rührt das aus sieben Jochen gebildete Mittelschiff mit starken rechteckigen Pfeilern her. Die ursprüngliche flache Decke dieser romanischen Basilika wurde 1250 durch das Gurtgewölbe ersetzt, zu welchem Zwecke man an den Pfeilern die Dienste mit Würfelkapitälern eingelassen hatte. Gleichzeitig ward auch der 1635 zusammengestürzte Glockenthurm errichtet.

Ins eilfte Jahrhundert gehört die Thüre der Nordabsis. Die beiden Flügel dieses Sculpturwerkes von Holz<sup>1)</sup> haben in 26 Gruppen stark vorspringende Reliefs, die Geschichte des Heilandes von der Verkündigung bis zu seiner Verherrlichung darstellend; roh in Zeichnung, namentlich der Gewänder und in der Ausführung, sowie auch leider arg verstümmelt, sind diese Holzschnitzwerke, an denen man vor etwa fünfundzwanzig Jahren noch Spuren der ursprünglichen Uebermalung fand, für die Kunstgeschichte Kölns und als unicum für die des Rheinlandes von höchster Bedeutung, da uns dieselben als einziges, zusammenhängendes grösseres Werk der eigentlichen Plastik ein Bild geben, wie weit diese Kunst im eilften Jahrhundert in artistischer und technischer Beziehung bei uns gediehen war, welchen Standpunkt dieselbe, was Erfindung und technische Ausführung angeht, zu der Zeit bei uns erreicht hatte. An eine idealistisch freie oder streng realistische Kunstäusserung darf da nicht gedacht werden, es ist alles in Durchschnitte noch streng conventional, trägt einen bestimmten Typus in Charakter und Anordnung, zeigt aber schon eine sichere Gewandtheit in der Technik, als nothwendige Folge der beständigen Uebung, in welcher sich Köln's plastische Künstler gerade im eilften Jahrhundert befanden.

1) Abgebildet bei aus'm Weerth Kunstdenkm. II Taf. XL.

Der gewaltige, aus drei Halbkuppeln gebildete Chorbau scheint ein Werk des zwölften Jahrhunderts zu sein. Die Steinmetzkunst des dreizehnten Jahrhunderts ist nirgends an der Kirche sichtbar. Im Jahre 1304 hat der Weihbischof Heinrich Jonchen hier ein Kreuz eingeseget (Gelen: *Staurologia Coloniensis*). Der Charakter des Chores veränderte sich besonders im 14. Jahrhundert durch Einsetzung der gothischen Fenster im Chorumgange und ferner im folgenden Jahrhundert durch Anbau von zwei Kapellen.

Der reiche Kaufherr Johann Hardenrath, dessen Patrizierfamilie die durchbrochenen inneren Chorwände machen liess, erbaute 1465—66 die Salvatorkapelle an der Südseite des Josefaltars und stiftete darin eine tägliche musikalische Messe: „Item desgelychen hait he (Johan Hardenrait) doin bouwen eyn puntlich suerlich wonunge by der vuurs Capell ind de berenttet rychelich tzo acht persoin tzo, so van meyster sengeren, so van jungen, die jairlichs yr lyfftzucht ind cleydunge sere ryffelich intfain“ (Cölner Chronik folio 100 a, Weyden im Organ für christliche Kunst 13, 63). Der Urenkel dieses J. Hardenrath war der 1630 gestorbene Bürgermeister Joh. Hardenrath, welcher in der Stadtgeschichte berühmt ist als Unterdrücker einer Revolution in Köln. Daher begab sich bis zur Franzosenzeit der Stadtrath bei jedem Verwaltungswechsel im Zuge in die Salvatorkapelle und pries hier den Bürgermeister Hardenrath als ein Vorbild der Rechtschaffenheit; beim Handauflegen auf den Gewählten wurde dann gesagt: „Werdet ein Bürgermeister wie Hardendenrath“. Die Kapelle hat noch einige schöne Glasgemälde und schätzenswerthe Bilder aus der Schule Israel van Mekenen.

Die Taufkapelle nördlich an der Sakristei verdankt ihre Entstehung einem Mitgliede der Patrizierfamilie Schwarz von Hirsch. In einem Schreiben des Rathes an den Burggrafen Nikola von Drachenfels vom 9. April 1493 heisst es: „Der hochgelehrte Herr Johann vom Hirtze, Doctor und Bürgermeister unserer Stadt, hat eine Kapelle in unserer lieben Frauen Kirchen am Malzbüchel lassen bauen, worin noch der Altar und andere Steine fehlen; damit die Ehre Gottes nicht gehindert werde, begehren wir, euer Liebden wollen erlauben, dass unserm Bürgermeister die fraglichen erforderlichen Steine zu seinem Bau verabfolgt werden“ (Copienbücher 38 im K. Stadtarchiv, Ennen: Geschichte Köln's 3, 994). Diese von Gelen „cervinae gentis sacellum“ genannte Kapelle trägt ein schwebendes Rippennetz. In ihr sehen wir einen alten zierlichen Betstuhl, ein Taufbecken aus Bronze, ein Gemälde, dessen Aussenseite die Aussendung der Apostel, dessen Inneres Maria's Tod darstellt<sup>1)</sup>.

1) In offenbar gefälschter Weise ist dem Doppelbilde das Dürer-Monogramm beigezeichnet worden.

Die prachtvolle dreischiffige Krypta mit drei viereckigen Kapellen und zwei Nebenkammern ist der Choranlage entsprechend und zeigt noch Spuren einer Gewölbekoration.

Die Eheleute Bela und Arnold vom Pallast errichteten und dotirten am 22. Dezember 1358 mit Zustimmung der Abtissin und des Kapitels einen Altar nebst Vikarie (Ennen: Quellen 4, 450). Zu Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts dotirte der Bürger Heinrich Winter-  
schuzee einen Altar mit einer zu Ichendorf (Bauerschaft in der Pfarrei Quadrath bei Bergheim, kommt schon 1051 vor bei Lacomblet: Urkundenbuch I. S. 114) fälligen Jahresrente von fünf Mark (für den ihn bedienenden Priester); zur grösseren Sicherheit verschrieb er dem Stift zwei hinter der Wohnung der Abtissin, also unter Pfannenschläger gelegene Häuser; die betreffende Lapidarurkunde ist an der östlichen Wand vor der Orgelbühne eingemauert und lautet:

† ROTU · SIT · QVOD · HENRIC · BEUS · WI  
RTSCHUZE · CIUS · COLOR · HOC · ALTARE ·  
BOTHMIT · II · MR · REDDITIE' · SIGVL' · KRIS · K ·  
DHOE' · P'TIS · SITUS · I · YGEBORF · P · DVETU · MIU'  
ECCE · SAC'DOTI · IPM · ALTARE · OFFICIATI · MINISTRÄ ·  
DIS · 3 · AD · MAIORE · CAVCIOZD · DCI · QVET BOMOS ·  
SHAS · BCAS · BERAT · 3 · LOYCITLÄT · SITAS · RET<sup>0</sup> ·  
CIRIT · BRE · KEE · AD · PMISSÄ · OELIGART · SIC<sup>T</sup> ·  
I · LRIS · SR · H · RECTIS · PLERU' · EORTIRETUR · †

Die Emporeinfassung und das Dreikönigenpfortchen wurden 1464 errichtet. Aus dem Jahre 1523 stammt die im Auftrage des kaiserlichen Rathes Georg Haquenay in Mecheln angefertigte Orgelbühne aus Marmor, welche früher als Lettner (Doxal oder odeum wie Gelen: de admiranda magnit p. 329 sagt) und Grabdenkmal den Chor vom Kirchenschiffe trennte. Sie hatte ehemals einen Altar mit vortrefflichem Bilde. Das Ganze schliesst sich schon der sogenannten Renaissance an. Die reichgegliederte Architektur, die eigenthümlich gestalteten Baldachine und vielen Reliefs und Statuetten müssen diesem originellen Werke an seiner ursprünglichen Stelle einen zauberischen Reiz gegeben haben.

Im siebenzehnten Jahrhundert war das Kirchengebäude sehr schadhaft und als der Thurm 1635 vor Alter zusammenfiel, büsste ein Bauer sein Leben ein. Seitdem benutzt man bis zum heutigen Tage das Geläute im Thurme der 1803 abgebrochenen Kleinmartinskirche. Man verbesserte nun 1637 die Marienkirche, legte einen Eisenreifring um den Chor, setzte neue Pfeiler, Stützen und Streben. Die Formen, z. B. an einigen Fenstern, erinnern noch an die deutsche Baukunst, ein Beweis, dass, wie wir auch bei der Jesuitenkirche sehen, die Gothik nicht plötz-

lich, sondern allmählig in dem abgeschlossenen Köln ausstarb. Zwar hatte sich die neue italienische römische Bauweise schon in dem vorhergegangenen Jahrhundert eingeschlichen, wie die Vorderseite des Rathhauses mit der Inschrift; „Imp. Caesari Maximiliano etc.“ nebst der Jahreszahl 1572 deutlich zeigt. Allein die Zähigkeit des reichsstädtischen und zünftigen Wesens liess dennoch die alten Ueberlieferungen nicht ganz zu Grunde gehen, wie wir ja in England auch dieselbe Erscheinung bis Wren sehen. Nach dem kölnischen Kalender von 1782 wurde um jene Zeit wiederum eine Restauration vorgenommen; denn es heisst darin: „Die jetzige Einrichtung und Erneuerung mit inwendiger Zierde . . . ist würdig zu sehen.“ Vorzüglich aber wurden, wie ein anderer Kalender sagt, die Eisenbände in den siebenziger Jahren wieder vollständig erneuert (cf. Kreuzer im Kölner Domblatt 1844 No. 123).

Der Rath der Stadt ging jährlich einmal in Prozession nach der Marienkirche, wo er ein kurzes Gebet vor dem Kreuzaltar verrichtete und zog von dort in die Rathskapelle, um daselbst der Predigt, dem feierlichen Hochamte und *salve regina* beizuwohnen (Ennen: *Gesch. Köln's* 3, 791 *Rathsprotokolle* 3, 162). In dieser Stiftskirche feierten Stadtgraf und Schöffen etc. glänzend den Vorabend des heiligen Osterfestes; die Feierlichkeit wird seit 1803 von den Pfarrgenossen von Klein St. Martin, deren Pfarrkirche die Stiftskirche in jenem Jahre geworden, beibehalten. Die treffliche Orgel über der westlichen Vorhalle, ein Kunstwerk König des Aelteren aus Köln, hat das beste Spiel in der ganzen Stadt. Das andere Orgelwerk auf dem Annachörchen über der Hardenrathskapelle stammt wahrscheinlich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Bei dem Abbruche der Augustiner-Kirche war ein marianisches Gnadenbild aus derselben auf den Speicher der Marienkirche gelangt. Dort fanden es später der ehemalige Offermann von Klein St. Martin und der Küster von St. Marien. Sie staubten das Bild ab und stellten es auf einen Stuhl nebst einer Opferbüchse. Die Opfer flossen so reichlich, dass man nicht lange nachher den Altar der „Mutter vom guten Rathe“ und die gleichnamige Bruderschaft nebst besonderer Andacht errichten konnte.

Der sogenannte Kapitelsaal an der südlichen Vorhalle wurde 1868 bis 1869 erbaut.

J. B. D. Jost.

9. Ausgrabungen auf der Limburg in der Pfalz. Der schöngelegene Sitz des früheren Abtes vom heiligen Kreuz trug nicht nur einst auf seinem Rücken die Burg der salischen Grafen, welche hier im Worms- und Speyergau Erbgüter besaßen (vergl. Giesebrecht, *Kaisergeschichte* II., B. 3 S. 296), sondern schon weit vor dessen Gründung (ums Jahr 1030) hatten die Römer hier am Isenachpasse Befestigungen angelegt, wie denn der Name *Limpure* schon darauf hindeuten scheint.

(Burg am limes, wie auch das Limburg an der Lahn; oder = Lintburg?) Allein in jüngster Zeit vom Alterthumsvereine zu Dürkheim mit namhafter Unterstützung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft unternommene Ausgrabungen geben diesem Platze noch eine weitere, in anthropologischer und prähistorischer Hinsicht wichtige Bedeutung.

Im vorigen Jahre machten Ackersleute die Vorstände des Alterthumsvereins auf mehrere am Nordwestabhänge des Limburger Berges befindliche, schief in den Geröllboden gesetzte Schachte aufmerksam. Ein in den aus aufgesetzten, wallartig geordneten Bruchsteinen bestehenden Boden getriebener senkrechter Schacht ergab nach mehreren Metern Abtrieb Funde von prähistorischen keramischen Resten, Reibsteinen aus verschlacktem niedermendiger Basalt, Thonmörteln und eine Masse von Thier- und Menschenknochen, ja, ganze Skelette. Die Scherben ähneln auffallend den oberen Scherbenlagen an der Ringmauer, die grade gegenüber liegt. (Vergl. „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ 2. Abth. Tafel 1. Situationskarte der Ringmauer und Umgebung.) Beim Weitergraben stiess man auf regelmässige Lager von Aschen, Knochen und Gefässtrümmern. Bei einer Tiefe von 8,50 m schlug der bisher in einem Winkel von 50 Graden geneigte prähistorische Schacht in einen horizontalen nach Süden gerichteten Stollen um. Im Innern dieses mit Naturplatten bekleideten etwa 40 cm im Geviert haltenden Ganges traf man gleichfalls Urnenreste an. Weitere Ausbeutung dieser Stelle verhinderte ein Zusammensturz des Stollens, so wie die Gefahr der Arbeit in 8—9 m Tiefe neben rohgeschichtetem, einbrechendem Gestein. Die Ausgrabungscommission beschloss deshalb, im heurigen Sommer auf dem wenige Meter nach Südosten befindlichen Plateau der Limburg einen zweiten künstlichen Schacht von 2 m im Geviert einzutreiben, um so den prähistorischen Stollen auf verticalem Wege zu erreichen. Unterdessen hatte sich Prof. Virchow persönlich von dem hohen Interesse dieser Untersuchungen überzeugt und auf seinen Antrag setzte die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie vorläufig 150 *M.* für die Fortsetzung des Unternehmens aus. Ende Juni nun begann man den Schacht in das Geröll einzutreiben und bergmännisch auszuschalen; bis jetzt hat er eine Tiefe von 4 m erreicht.

Die ersten zwei Meter brachten Reste aus dem Mittelalter, Glas, Bodenplatten, Münzen. Bald zeigte sich jedoch wieder die prähistorische Schicht graphitgeschwärzter Gefässtrümmern, dann Wirbel aufgeschlagener Thierknochen von Wildschwein, Hirsch u. s. w. Des Weiteren stiess man auf Asche und eine Mörtellage, die aus einer Verbindung von kleinen Kieseln mit Tertiärkalk besteht. Der interessanteste Fund war in einer Tiefe von 2,50 m neben einem zerbrochenen Reibstein aus verschlacktem Basalt ein Getreidequetscher in Kegelform von 14 cm Durchmesser und

8 cm Höhe. Das Gestein ist ein weisser Sandstein. (Die Methode, einen harten und einen weichen Stein zum Mahlen zu verwenden, kannte auch die Vorzeit; hier der weiche Sandstein und der harte Basalt.) Noch nie ward bis jetzt neben den zahlreichen Funden von Reibsteinen oder „Napoleonshüten“, durch welche sich die Gegend um Dürkheim besonders auszeichnet, der dazu gehörige, das Getreide zermalmende Quetscher entdeckt. Der Fund beweist, dass hier die prähistorische Bevölkerung des Isenachthales wirklich gewohnt hat. — Bei einer Tiefe von 3 m stiess man unter einer mit dem rohen Mörtel verbundenen oder vielmehr mit ihm bedeckten Steinschicht auf die erste Brandstätte. In einer Höhe von 20—30 cm lagen hier eng verbunden graphitgeschwärzte, ohne Drehscheibe gefertigte Urnen (die leider beim Herausnehmen zerbrachen), andere Scherbenreste entbehren des Graphitüberzugs und stimmen genau mit den keramischen Resten von der Ringmauer überein, daneben zahlreiche halbverbrannte menschliche Knochen von den Schenkeln, den Armen, dem Rückgrat so wie dem Schädel und dem Kiefer, ausserdem besonders Zähne von starken Hirschen und dem Eber. (Köln. Ztg. 6. Juli 78. 1. Bl.)

10. Metternich. Römische Villa zu Metternich bei Weilerswist. Vor etwa 29 Jahren liess der verstorbene Baron von Müller zu Metternich in der Nähe des Hovener Hofs Kunstwiesen anlegen auf einem Terrain, welches früher ein Bruch war. Die Arbeiter stiessen auf Mauerreste, auch auf einen noch erhaltenen unterirdischen Gang, der wieder zugeworfen wurde, und fanden eine Menge römischer Münzen, einige knöcherne Schreibgriffel, Thongefässe u. dergl. Nach dem Berichte des Herrn Schmitz aus Roesberg bei Sechtem wurden im Dezember 1877 wieder Funde daselbst gemacht, es sind Reste eines Hypokaustum, Stücke von rothem Wandverputz, Marmorplatten, eine Münze des Constantius Chlorus. Sch.

#### 11. Berichtigungen zu den Miltenberger Inschriften.

Im Jahrbuch LX kommt Herr Hofrath Urlichs S. 70 seines höchst interessanten Artikels über neue Inschriften aus Miltenberg auch auf die von mir schon früher in den Jahrbüchern veröffentlichten Steine von daher zu sprechen.

Dabei ist nun ein kleiner Irrthum mitunterlaufen, indem die erste Anmerkung sich nicht auf die Inschrift Brambach Nr. 1739 bezieht, sondern auf die in der dritten Zeile von S. 70 erwähnte Inschrift Nr. 1740. Hier gehört also das Zeichen: 1) für die Anmerkung her, nicht aber zu Zeile 5.

Ausserdem ist in Bezug auf die Sache selbst noch zu bemerken, dass Brambach 1740 von mir schon in diesen Jahrbüchern LII, 86 verbessert worden ist.

Urlichs hat dies übersehen und führt die fraglichen Zeilen der In-

schrift deshalb nach der früheren Lesart an, die lediglich auf einen am Stein mittelst Cement vorgenommenen Restaurationsversuch basirt war.

Nach Entfernung des Bewurfes trat aber der Stein in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hervor. Die nochmalige gründlichste, erst diesen Herbst (1877) von mir am Stein vorgenommene Reinigung unter Zuhilfenahme verschiedener Beleuchtungsarten desselben bestätigte mir aber im Wesentlichen meine frühere Lesung. Immerhin stellt sie sich noch etwas genauer, jetzt so dar:

IN H d. d.

MERCVRIVS

(MANS)VETIVS SE (verus?)

> COH·I·SEQ·ET·R(aur.)

5) SIGIL·MERCVR·(fec.)

APRONIAN·ET·BRA(d. cos.)

Leider sind die Buchstaben vielfach zerstört und sogar durch in den Stein selbst eingegrabene Interpolationsversuche entstellt. Wer der Urheber dieser seltsamen Experimente ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, da es schon vor langen Jahren geschah. Irrthümlicher Weise glaubte ich, der Herr Revierförster Madler habe dieselben ausgeführt, allein das ist seinen Aussagen nach nicht der Fall. Derselbe macht darauf aufmerksam, dass auch die von mir beschriebene Merkursbüste erst nachträglich mit Cement auf diesem Inschriftsteine, weil er die Form eines Postaments hat, befestigt worden sei. Auch sei dieselbe, als er sie sammt den Inschriften an gleicher Stelle auf dem Greinberge bei Miltenberg gefunden habe, viel grösser gewesen. Also war es wohl ursprünglich eine Statue in ganzer Gestalt, die auf unerklärliche Weise jetzt zu einem Brustbild verkürzt ist. — Der jetzige Sockel dieses Bildwerkes war aber nur eine einfache Votivtafel, 37 cm. hoch, 50 cm. breit und 26 cm. dick.

Gehen wir nun an die Inschrift selbst, die mit einem Bewurf von Cement fast überdeckt war. Einzelne halb zerstörte Buchstaben waren, wie gesagt, durch Kalk wieder restaurirt, so dass man sich hierdurch den grössten Täuschungen ausgesetzt sah. So gab ich an, das M zeige auf dieser Inschrift am Anfang von Zeile 2 u. 3 eine unregelmässige Form, indem es seinen Mittelwinkel nicht bis auf die Zeile herunterreichen liesse (wie ein solches z. B. auf einem der Heidelberger Meilensteine vorkommt, vergl. diese Jahrbücher LXI, 21), allein der unbekannte Cementkünstler hatte mich getäuscht. Die alten M waren durch ihn einfach auf diese Weise modernisirt worden. Nach Entfernung der Tünche traten sie in ihrem alten Typus zu Tage.

Uebrigens sind die vier ersten Buchstaben der dritten Zeile derart zerstört, dass ich sie hier, obwohl sie noch kenntlich erscheinen, eingeklammert gegeben habe. Der Name Mansuetinius ist aber trotzdem unzweifelhaft.

Was nun die vorhergehende, d. h. die zweite Zeile betrifft, so ist nach MERCVR der Stein grösstentheils zerstört. In den Bruch fällt ein unmittelbar darauf folgendes I, an dessen Stelle ich früher in diesen Jahrbüchern einen Punkt angenommen habe, während ich in der archäologischen Zeitung von 1869, S. 77, Nr. 12 den Text so wiedergab: MERCVRIO; aber keines von beiden ist ganz richtig, wenigstens ist von einem O absolut nichts mehr zu bemerken. Auch scheint überhaupt kein solches Platz zu haben, selbst wenn es kleiner wäre als die übrigen Buchstaben.

Ebenso wenig ist aber im Originaltexte ein E vorhanden, welcher Buchstabe allerdings muthwilliger Weise in den über der fraglichen Stelle gestrichenen Cement eingedrückt war, von mir aber schon vor Jahren bei früheren Besuchen zu Miltenberg entfernt wurde. Dagegen sieht man nach dem I, wie ich sicher glaube, die Untertheile von CIM folgen. Der Schluss der Zeile, worin noch drei oder vier Buchstaben oder auch Ligaturen derselben folgten, ist ganz abgeschlagen.

Nach meinem Vorschlage wäre also die zweite Zeile so zu lesen, wie ich schon früher angab: MERCVRI(o) CIM(briano). Untersuchen wir nun die Möglichkeit, ob der Beiname Merkurs hier nicht etwa Arvernorix gelautes haben kann, wie auf einer andern Miltenberger Inschrift.

Die Untersuchung dieser Frage beschäftigte mich bei meiner letzten Anwesenheit zu Miltenberg, das Resultat war aber durchweg verneinend. Nach dem sichern MERCVR könnte zwar allerdings statt zunächst I mit folgendem untern Strich eines C, wenn man diese beide als Ganzes betrachtet, ein R gefolgt sein, aber von einer Ligatur desselben mit einem A (A) kann keine Rede sein, da dazu der Platz fehlen würde. Auch würden die folgenden Buchstabenreste nicht passen, indem sich die Zeile auf diese Weise so ausnehmen würde: MERCVR RIM... also irgend einen andern unbekanntem Beinamen des Mercur enthalten würde. Gibt man aber das fragliche zweite R ganz auf und liest statt desselben MERCVRIO, als rühre jener untere C-Bogen von einem O her, dann bleibt ein mit IM... anfangender Beiname Merkurs übrig.

Die grösste Wahrscheinlichkeit hat aber doch immer meine frühere Annahme, dass derselbe zu Cimbrianus zu ergänzen wäre.

Ein suebischer Anführer zur Zeit des Ariovist führte den Namen Cimerius, den ich mit jenem keltischen Beinamen Merkurs verglichen habe.

Freilich ist der Name des Germanen Cimberius kaum keltisch. Derselbe wird in Cäsar's Commentaren erwähnt, worin berichtet wird, dass im Sommer des Jahres 58 vor Chr. Trevirer an Cäsar Gesandte schickten mit der Mittheilung, die Sueben wären in das Gebiet der Ubier am untern Rhein eingefallen und versuchten nun den Rheinübergang. An ihrer Spitze ständen zwei Brüder Nasua und Cimberius. Nach dem Falle Ariovists und seiner Sueben am Oberrhein zog sich auch dieser Theil der Sueben vom Rheine aus dem Ubiertande zurück, wenn sie auch nicht mit Ariovist in unmittelbarer Verbindung gestanden hatten.

Da nun unsere Inschrift von der Mannschaft von Volksstämmen ausgeht, welche an den Quellen der Seine, in der Gegend des französischen Jura und im Oberelsass wohnten, von der theilweise berittenen I. Cohorte der (gallischen) Sequaner und Rauraker (die auch bei Steinbach im Odenwalde stand, S. Wilmanns No. 1531), so wird der Beiname Merkurs von irgend einer Lokalität im Gebiete jener Völkerschaften stammen. Vielleicht kann man das alte Cambes, jetzt Grosskembs im Oberelsass bei Hüningen hierher ziehen, wie ich in diesen Jahrbüchern LII, 84 versucht habe. Dasselbst wurde auch die Bedeutung des keltischen Wortes camb (curvus) erörtert, woher mehrere Ortsnamen gebildet sind. Vergl. Bacmeister kelt. Briefe 104. Daher auch die verschiedenen Cambodunum, jetzt Kempten im Allgäu und ein anderes bei Bingen, welches letzteres im Mittelalter Chamund hiess (S. Förstemann, Namenbuch II<sup>2</sup> 398), was Ritter in diesen Jahrbüchern XVI, 15 veranlasste, hier ein caput montis zu finden, welches aber den Regeln der Lautverschiebung gänzlich widerspräche: nämlich daraus müsse Chammünz geworden sein. Vergl. bes. auch Chambery in Savoyen, das auf ein keltisches Camberiacum zurückgeht.

Wie dem auch sei, der Beiname Cimbrianus des Merkurs der Miltenberger Inschriften ist eine Erweiterung des Beinamens Cimbrus auf einem von mir beschriebenen Heidelberger Steine.

Was nun die erwähnte Hilfstruppe betrifft, so stammt von derselben auch eine weitere Inschrift aus Miltenberg, die zwar zunächst am Frankfurter Dome als Mauerstein gefunden wurde, aber, wie Conrady in den Nassauischen Annalen, Band XIV nachzuweisen sucht, dahin erst aus jenem Orte verbracht wurde. J. Becker hat diese Inschrift in den Bonner Jahrbüchern LIII—LIV, 154 besprochen. Hierbei ist aber Einiges zweifelhaft: Die Cohorte, die unter dem Interimsbefehle eines centurio der 22. Legion stand, soll nach Dunker eher dem deus invictus gewidmet sein.

Auch zeigt das 7. Consulat des Commodus, in Verbindung mit dem 2. des Pertinax das Jahr 192 an, weniger aber 193.

Die Consuln des letzteren Jahres waren nämlich Falco und Clarus (vergl. Wilmanns II p. 548), während Commodus nicht allein 193, sondern auch schon im Jahr vorher zum siebten Mal Consul war. Ebenso war Pertinax 192/193 zum zweiten Male Consul (vergl. ib. p. 515 f.). Maassgebend für unsern Fall dürfte aber eine Inschrift aus Rom sein, die Wilmanns No. 62 auf das Jahr 192 bezieht. Sie enthält die Consulnamen dieses Jahres vollständig ausgeschrieben. Es waren eben damals nicht allein Commodus zum siebten und Pertinax zum zweiten Male Consuln; sondern das Jahr 192 wurde auch nach ihnen bezeichnet. Becker hat denn auch in seinem ausgezeichneten neuen Mainzer Cataloge No. 23 (= Brambach 993) anlässlich einer Mainzer Inschrift aus demselben Jahre seine frühere Ansicht berichtigt. Hinsichtlich des von ihm beschriebenen Miltenberg-Frankfurter Steines aber nimmt derselbe nun in den Nassauischen Annalen XIII S. 228 f. das Jahr 186 für denselben an, wo Commodus zum fünften Male und mit demselben Glabrio zum ersten Male Consuln waren (vergl. Wilmanns No. 1488 aus Afrika und Brambach 1617 aus Württembergisch-Franken. Letztere Inschrift verbessert durch Haug in diesen Jahrbüchern LV, 160). Kommen wir nun noch auf das Jahr 191 zu sprechen, welchem unser in Rede stehender Miltenberger Stein (Brambach 1740) angehört, so kehrt dasselbe mit den ihm eigenen Consuln Apronianus und Bradua verschiedene Male auf Inschriften wieder, so zu Aschaffenburg (Wilmanns 1460) und zu Karlsburg in Oesterreich (ib. 1485).

Schliesslich wäre noch zu erwähnen, dass das inschriftlich genannte Sigillum Mercurii doch wohl die dabei gefundene, wenn auch nicht unmittelbar zugehörige Statue ist, wenn dieselbe auch nicht in der Weise, wie es jetzt der Fall ist, darauf befestigt war. Wahrscheinlich stand sie in einer Merkur-Kapelle neben der Inschrift. Solche „Sigilla“ werden z. B. erwähnt bei Wilmanns II p. 496. Gewöhnlich heissen sie aber Signa.

Heidelberg.

Karl Christ.

Zu 11. Ich bin Herrn Christ für die Berichtigung eines Versehens sehr dankbar. An der betr. Stelle ist Anm. 1) die Zahl 1740 irrthümlich ausgefallen. Ebenso gestehe ich, seine Verbesserung der Inschrift übersehen zu haben. Zur Sache selbst bemerke ich, dass seiner Lesung zwei Bedenken entgegenstehen: 1) die Abkürzung MERCVRI statt MERCVRIO, 2) die Form des M, die ich aus den Zügen IV nicht herausfinde, um so weniger als in den beiden andern M der Inschrift der Mittelstrich bis auf die Zeile hinuntergeht. Ich sehe nach der Abschrift einstweilen keinen Grund, meine Lesung aufzugeben. Den geschweiften Buchstaben nach I lese ich als O, die beiden letzten Zeichen als VE; es bleiben also für die beiden geraden

Striche nach O die Buchstaben AR übrig. In wie weit bei einem so misshandelten Steine, von dem bis jetzt drei oder vier verschiedene Lesarten existiren, diese Striche und der Raum die Möglichkeit der Lesung *AR* ausschliessen, wird allenfalls ein Abklatsch lehren, durch dessen Besorgung Herr Christ sich ein neues Verdienst erwerben würde. Urlichs.

12. Nettersheim, Kreis Schleiden. Grabfunde. Die Herren Jos. Wichterich und P. J. Meyer berichteten schon im Febr. 1877 über dieselben wie folgt: Bereits vor etwa 20 Jahren wurden beim Bau der Communalstrasse von Nettersheim nach Urft mehrere mit Sandsteinquadern umstellte Gräber aufgedeckt, in denen sich Gebeine, Urnen, kupferne Beschlagstücke, Ringe, Schnallen und Krampen fanden. In den Sandsteinen fanden sich beim Zerschlagen Bleierze und man kann vermuthen, dass diese Steinplatten aus dem Bleiberggebirge bei Metternich herübergeführt worden sind. Die Köpfe der Todten lagen auf einem besonderen Steine und mit dem Gesichte nach Sonnenaufgang, wohin auch die Bergfläche gerichtet ist. Herr Meyer hat später bei Errichtung seines Wohnhauses und jetzt wieder mehrere Gräber aufgeschlossen. Schädel und Gebeine wurden als auffallend gross bezeichnet, zwei Eisenschwerter sind  $2\frac{1}{2}$  Fuss, drei sind  $1\frac{1}{2}$  Fuss lang, einschneidig mit breitem nach der Spitze krumm zulaufendem Rücken, an einem fand sich ein Rest des verwitterten Holzgriffes. Das stark verrostete Eisen wird, in soweit es erhalten ist, als ausgezeichnete Stahl bezeichnet. Auch 10 eiserne Dolche von 6 Zoll Länge und vorspringender dreieckiger Spitze wurden gefunden. Es sollen bis jetzt 40 bis 50 Schwerter gefunden worden sein. Die irdenen Gefässe sind sehr gut gebrannt und haben meist die Form einer Schale. Das Todtenfeld scheint eine grosse Ausdehnung zu haben, weil an den verschiedensten Stellen Gräber entdeckt worden sind. Auch theilte ein Ortsangehöriger mit, dass man beim Strassenbau Geschmeide von Gold und Silber, Ketten, Korallen und Münzen, sowie feine Bronzearbeiten gefunden habe. In der Gegend finden sich auch in Menge die Spuren von alten Eisenschmelzen. Sch.

13. Neuss. Römische Gräber nordwestlich vom Münsterplatze. Bei der Grundsteinlegung für das Kriegerdenkmal auf dem Münsterplatze hieselbst, gegenüber dem Hauptportale der St. Quirinus-Kirche, wurden wie schon früher römische Gräber gefunden. Die Grabfunde waren mehrere einhenkelige weisssthönerne Krüge, ein etwas verziertes Gefässchen von samischer Erde (*terra sigillata*) und ein eiserner Nagel. Dieser Fund gehört nach der Gestalt der Gefässe dem dritten oder vierten Jahrhundert u. Z. an.

In dieselbe Zeit gehört ein anderer Grabfund, der etwa 20 Schritte nordwestlich in dem Garten des Herrn Cornelius Reissdorf gemacht wurde.

Hier fanden sich mehrere schlanke Becher mit weissen Trinksprüchen versehen und eine Urne, welche drei Kupfermünzen von Constantin dem Grossen enthielt, wodurch für das Vorkommen solcher Becher eine sichere Altersbestimmung gewonnen wird. Ausser mehreren anderen zierlichen Gefässen enthielt das Grab einen wohl erhaltenen Schädel; möglicher Weise wurden die andern Skelettheile nicht beachtet. Doch sind schon mehrfach Beobachtungen gemacht worden, dass gewisse Körpertheile unverbrannt oder nur angebrannt neben den Aschenresten des Verstorbenen lagen (vergl. z. B. Heft LVII Misc. 31), ebenso hat man das gänzliche Fehlen einzelner Körpertheile beobachtet. Eine Erklärung für solche Thatsachen dürften wohl zunächst die „feriae denicales“ d. h. die zur Reinigung der Familie des Verstorbenen üblichen Gebräuche geben. Danach pflegten einzelne Familienglieder gewisse Körpertheile vor dem Verbrennen des ganzen Körpers mit nach Hause zu nehmen oder aber diese zu begraben. Es dürften solche Funde aber auch an schwerbewegte Zeiten erinnern. So wurde z. B. der Kopf des Galba erst am folgenden Tage dem schon verbrannten Körper beigefügt, nachdem er den Marketendern und Trossknechten als Spielzeug gedient hatte; Otho erbat sich, um dieser Unsitte zu entgehen, eine schleunige Bestattung. Auch ist bei solchen Funden zu beachten, dass die späteren römischen Kaiser jeden feindlichen Kopf mit einem Geldstücke bezahlt haben. Da wird es leicht erklärlich, warum manchem Skelette der Schädel fehlt.

Das Stix'sche Haus auf dem Münsterplatze, welches etwa zwanzig Schritte vom Kriegerdenkmale liegt, steht auch auf einer Fundstätte römischer Gräber, ebenso die benachbarten Häuser. Von diesen Funden ist eine thönerne Figur nach Berlin verkauft worden.

Etwa dreissig Schritte weiter liegen in dem Hofe des Herrn Strerath gleichfalls Gräber. Ein sauber geformter einhenkliger Trinkkrug, der durch rothe Streifen geziert ist, ging von da in meinen Besitz über.

Weiter nördlich, in der Glockhammerstrasse, wurde, wie schon (Heft LX Miscelle 20) mitgetheilt ist, der Silberstein'sche Grabfund gemacht. Diesem gerade gegenüber nach Nordwesten zeigten sich bei den Grundarbeiten zu der Broix'schen Fabrik wieder einige Römergräber gewöhnlichen Inhaltes.

Verfolgt man die Glockhammerstrasse weiter nach Osten, so trifft man rechter Hand, gerade der Rheinstrasse gegenüber, ein Eckhaus, die Broix'sche Maschinenfabrik, bei deren Anlage man ebenfalls auf römische Gräber stiess.

Noch mehr östlich in dieser Strasse, bei den Fundamentirungen zu den Orlean'schen Häusern, förderte man römische Gräber mancherlei Inhaltes zu Tage. Herr Reissdorf erhielt von hier einen Trinkbecher mit der Aufschrift: „Vivas felix!“

Südlich von dieser Stätte, da wo jetzt die „rothe Schule“ liegt, befand sich ehemals ein Garten, welcher an den östlichen Theil des Münsterplatzes anstieß. Hier deckte Herr Sanitätsrath Dr. Jaeger, der verdienstvolle Alterthumsfreund, ein fränkisches Grab auf, das von ihm, nach dem Standpunkte der damals noch jungen Alterthumswissenschaft beurtheilt, irrthümlich als römisch beschrieben wurde. (Siehe darüber die Berichtigung in diesem Hefte.)

Verlässt man diese Schule und kehrt man zum Büchel zurück, und geht man von hier in fast nordwestlicher Richtung die Niederstrasse und Crefelderstrasse hinunter bis zum neuen Stationsgebäude, dann kommt man an einer ganzen Reihe neuer Häuser vorbei, bei deren Anlage man jedesmal römische Gräber vorfand. Man kann wohl sagen, dass die ganze Strecke vom Münsterplatze bis zum Bahnhofe zur Zeit Grab an Grab geborgen hat. Die Funde wurden zumeist verhandelt. Doch lassen sich noch einige Fundstellen bezeichnen.

Zunächst zeigten sich viele Gräber in der Brandgasse und zwar in dem Garten des Herrn Dachdeckermeisters Norbischath, der einige von diesen Gegenständen noch lange in seinem Besitz gehabt hat.

Eine andere Fundstelle liegt einige Häuser weiter, auf der rechten Seite in dem Hofe des ehemals Franken'- jetzt Weinhaus'schen Gasthofes. Diesen von mir noch untersuchten Fund habe ich Heft LVII Misc. 31 angeführt.

Eben hinter der Erft in der Crefelderstrasse wurden dann bei der Anlage der Dünbier'schen Brauerei römische Gräber aufgedeckt, sowie auch bei den Grundarbeiten zu der Schönen'schen Gastwirthschaft und zu den dieser benachbarten Häusern.

Das Stressing'sche Hôtel und die zu beiden Seiten des Kirchhofs liegenden Häuser sind ebenfalls auf römischen Gräbern gebaut. Die meisten dieser Funde sind in letzter Zeit gemacht worden. Es zeigte sich irgend ein Gefäss, eine Schaale, die mit einem Deckel versehen war oder mehrere kastenförmig aufgestellte Ziegelplatten mit der Asche des Verstorbenen, in deren Umgebung die Beigefässe lagen; sehr häufig befanden sich unter diesen kleine kuglig abgerundete Fläschchen mit zwei kleinen Henkelchen versehen, zumeist aus grünem nicht oxydirtem Glase, seltener aus weissem Glase, das eine sehr schöne, buntfarbig schillernde Oxydation angenommen hatte. Hier wurden auch die Karolinger-Gräber blosgelegt (vergl. Heft LX Miscelle 21); auch stiess man in der Nähe, auf dem Kirchhofe, vielfach auf Römergräber; auch auf Spuren einer aus kleinen Steinen gepflasterten Strasse, die mit der heutigen Strasse parallel zu laufen scheint.

Oestlich von dieser Stelle liegt die ehemalige Demming'- und Klaphack'sche Kunstgärtnerei, wo schon bedeutende römische Grabfunde zu Tage gefördert wurden. Eine ziemlich grosse, unten spitzer zulaufende

thönerne Urne, welche bis zum Rande mit Knochenresten angefüllt war, habe ich angekauft.

Diese so reiche Fundgrube stösst an die dem Stationsgebäude gegenüberliegenden Häuser von Bohne, Karrenberg und Neidhöfer in der Bahnhofstrasse, wo ich bei einer mit meinem Freunde Ridder vorgenommenen Nachgrabung in einer Tiefe von 6 Fuss abermals viele römische Gräber aufgedeckt habe. Einmal lagen die Aschenreste aufgehäuft in freier Erde und waren nur von dem Bruchstücke eines weissthönernen Kruges gedeckt. Gleich daneben standen dann mehrere einhenklige, weiss thönerne Trinkkrüge, eine flache Schaale aus grauer Erde und einzelne becherförmige Geräte. Ein andermal fand ich eine Stelle, die sich durch ihre Schwärze als Brandstätte zu erkennen gab; gleich daneben lag das kugliche Fläschchen mit dem seltsamen uhrglasähnlichen Schälchen (vergl. Jahrb. LVII, Misc. 31). Auch stiessen wir auf ein aus Schieferplatten zusammengestelltes Knochenbehältniss, zumeist jedoch fand sich irgend ein mit Knochenresten angefülltes Gefäss, von mehreren andern verschiedenartig gestalteten Gefässen umgeben. Unter diesen waren die kleinen mit Eindrücken und einer Art von schwarzbrauner Glasur versehenen Becher, sowie zwei- und dreihenkelige kleine Trinkkrüge durch ihre zierliche Form besonders auffallend. Es sind diese, welche wir auch bei der Anlage des neuen Stationsgebäudes mit Münzen von Antoninus Pius vorfanden, von den oben erwähnten Bechern, die man mit den Münzen Constantin des Grossen vorfand, sehr leicht durch ihre mehr gedrungenen Formen zu unterscheiden. Die dem Constantin'schen Zeitalter angehörenden sind weit grösser und schlanker gebildet. Unter den Schaalen aus terra sigillata befanden sich einige mit Töpferzeichen. Auf einer ist der Stempel LOSCIVS, auf einer anderen MAERNINVS zu erkennen; eine dritte Schaale trägt den Namen CASSIVS und eine vierte den etwas undeutlichen Zug SVRNINF; von zwei anderen sind nur einzelne Buchstaben zu erkennen: F · AV · · · · sowie APO · CF. Was die rothe Erde selbst betrifft, so ist diese von nicht besonderer Güte, ja, im Vergleich zu der kürzlich in Xanten und früher bei Grimmlinghausen mit Münzen von Augustus gefundenen, geradezu schlecht.

In der Crefelderstrasse, gerade dem Kirchhofeingange gegenüber, wo das ehemalige Stressing'sche Hôtel liegt, zeigten sich abermals römische Gräber. Unter dem verschiedenartig gestalteten Inhalte ist ein kurz gedrungener Becher zu erwähnen, der aus terra sigillata von heller Farbe, oder aber aus einer dieser ähnlichenrothen Erde besteht. Herr Balduin Fischer gibt mir an, dass man hier auch die Fundamente eines quadratischen römischen Ziegel-Bauwerkes gefunden habe, wie er vermuthet, von einem Wachthurme herrührend, was wohl wahrscheinlich ist.

Wir sind jetzt an dem Hause des Herrn Bahnbaumeisters Richter

in der Crefelderstrasse und den Bauten des neuen Stations- und Güter-Post-Gebäudes angelangt, wo die zahlreichen von mir im Heft LVII Miscelle 31 beschriebenen Funde gemacht wurden. Noch weiter nördlich scheinen die Gräber aufzuhören. Bei dem Häuserbau von Zinnenlauf fanden sich noch einzelne vor.

Alle die vorgenannten Gräberfunde wurden demnächst westlich von dem den Rhein entlang laufenden östlichen und zu beiden Seiten des mittleren Strassenarmes gemacht (Vergl. Heft LXI die Schneider'sche Abhandlung). Die Fundstellen deuten somit auf einen grösseren gemeinsamen römischen Begräbnissplatz hin, der, soweit festgestellt werden konnte, vom Mittelpunkte des Münsterplatzes ausging und sich in nordwestlicher Richtung hinzog. Alle Gräber scheinen in einer bestimmten, planmässig angelegten Reihenfolge zu liegen. Was den von mir gewonnenen Ueberblick über die Keramik der Funde dieses dem zweiten bis vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörenden Grabfeldes anbelangt, so habe ich beobachtet, dass alle Gefässe, so verschieden sie auch nur in der Form sein mögen, alle ein und denselben Charakter an sich tragen. Auch ist das Material in Hinsicht des Brandes von ein und derselben immer wiederkehrenden Härte, die der unseres mittelalterlichen Steinguts nicht gleichkommt. An den zahlreichen Thongefässen bildete immer ein schmaler Fuss den unteren Abschluss, — kein einziges Gefäss hatte einen kuglichen Boden. Vollständig übereinstimmend sind diese Grabgefässe mit den dem täglichen Bedarf bestimmten, deren zahlreiche Bruchstücke ich bei der Untersuchung der Opferstätte in Gohr gefunden habe. Eine Veränderung der Gestalten und Umrisse der Gefässe in verschiedenen Perioden ist wahrnehmbar. Ich habe oben schon einige Andeutungen gegeben, in Hinsicht der später schlanker werdenden Bechergestalt. Ganz besonders zeigen die einfachen Thonkrüge eine mit der Zeit veränderte Gestalt. Stellt man z. B. neben die Krüge des dritten und vierten Jahrhunderts solche aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitr., so wird man finden, dass bei den Gefässen der früheren Zeit der obere Ausgussrand von der kugeligen, unten nicht sehr spitz zulaufenden Bauchung, durch einen langen Hals unterbrochen wird. Bei den Krügen der späteren Zeit hingegen ist der Hals kurz und erweitert sich schon gleich zu jener kugeligen Bauchung, die dann nach unten sehr spitz ausläuft. Die Umrisse des Gefässes früherer Zeit sind mehr plastisch; es gibt sich bei ihnen ein ruhiger, ernster Zug zu erkennen. Die Umrisse des späteren Kruges hingegen sind mehr malerisch abgerundet; bei ihnen ist ein mehr unruhiger, heiterer Zug vorherrschend. Der erste Zug entspricht bekanntlich der Blüthe der klassischen Kunst, der letzte dem Verfall derselben, und die Ursachen des Verfalles sind, wie wir gesehen haben, in dem Verlassen der strengen, ruhigen Linien, in dem Streben

nach Uebergängen zu suchen. Es ist merkwürdig, wie dieser Zug sich auch in den spätern Perioden des romanischen und gothischen Styls zu erkennen gibt. Wir wissen, dass man erst nach dem Jahre 1100 die vier Ecken des romanischen Säulenfusses mit knollenartigen Wülsten ausfüllte und dass auch erst im spätgothischen Styl die geschwungenen Linien vorkommen. Ich habe überhaupt die Wahrnehmung gemacht, dass, je mehr die Gestalten und Formen der Thongeräthe der Constantin'schen Zeit sich nähern, sie desto mehr ins Zierliche und Kleinliche verfallen.

Constantin Koenen.

14. Neuss. Ein Merovinger-Grab. (Berichtigung zu Heft IV, Miscelle 3.) Gegen das Jahr 1839 fand Herr Sanitätsrath Dr. Jaeger in Neuss in einem Garten, welcher an die römische Begräbnisstätte auf dem Münsterplatze anstieß, ein Grab, das er an der genannten Stelle dieser Jahrbücher als römisch bezeichnet hat. Dieses Grab ist aber nicht römisch sondern fränkisch und gehört der späteren Zeit der merovingischen Könige an, wie sich dies noch jetzt durch den in dem oberen Rathhaussaale zu Neuss bewahrten Grabinhalt nachweisen lässt.

Das Grab enthielt ein Thongefäss; in diesem lag ein gläserner Becher und eine Silbermünze von Septimus Severus. Von Weiterem schweigen die Berichte Jaeger's, obgleich die Uebereinstimmung dieses Fundes mit vielen andern die Annahme fast zur Gewissheit macht, dass in der Nähe ein Skelett gelegen hat.

Das Thongefäss gleicht in der Gestalt den gewöhnlich vorkommenden römischen Urnen; es besteht jedoch aus einer bläulich schwarzen Erde, die so fest gebrannt ist, dass es beim Anschlag fast wie unser Steingut klingt. In der Form des Gefässes gibt sich etwas Besonderes zu erkennen, das von dem Römischen ganz abweicht. Es ist in derselben nämlich das Eckige vorherrschend. So befindet sich unter dem etwas auswärts gebogenen Rande ein feines Stäbchen, an dieses schliesst die eigentliche Bauchung an, welche sich bis zur Mitte des Bauches allmählich erweitert und dann eine plötzliche Verjüngung annimmt, sodass ein flacher Boden den unteren Abschluss bildet. Der obere Theil der Bauchung ist durch Gruppen von kleinen Quadraten, welche mit einem Holzstäbchen eingepresst zu sein scheinen, reich verziert. Diese Verzierungen weichen ebenfalls ganz von den römischen ab, die letzteren sind immer regelmässig angeordnet, während die Verzierungen unseres Gefässes mehr phantastisch durcheinander gestellt sind. Eine bessere Vorstellung kann man von diesem Gefässe bekommen, wenn man sich die Abbildungen eines ähnlichen Gefässes ansieht, welche Schaaffhausen im Hefte XLIV und XLV Taf. IV. Nr. 28 unserer Jahrbücher und Lindenschmit in seinem Werke: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, Heft IV, Taf. 5 Nr. 3, gegeben haben.

Der Glasbecher von 15 cm 5 mm Höhe ist oben weit; er verengt sich dann allmählich, wird von der Mitte aus wieder weiter und schliesst endlich nach unten ziemlich plötzlich kuglig ab. Das Aeussere des weissen Glases hat durch eine schöne Oxydation eine theils blaugrüne, theils milchweisse Farbe angenommen.

Die Silbermünze von Septimus Severus ist ziemlich abgenutzt, sodass die Umschrift auf dem Avers nicht mehr zu entziffern ist, während der Revers Cos III noch zu erkennen gibt.

Gehen wir jetzt zu der Frage über in welche Zeit das Grab zu setzen ist, dann müssen wir zuerst den Styl des Thongefässes, dann die Form des gläsernen Bechers und endlich die Münze in Betracht ziehen.

Der Styl unseres Thongefässes kommt in den keltischen Gräbern nicht vor; er fehlt auch in den Gräbern der eingewanderten Germanen und ist uns auch niemals in den Gräbern der verpflanzten germanischen Volksstämme begegnet. Ebenso ist er den römischen Gräbern ganz fremd. Das häufige Vorkommen von Gräbern, welche Gefässe dieses Styles enthalten, setzt jedoch das längere Verweilen irgend eines ausgedehnten Volksstammes voraus; denn unser Fund ist identisch mit einer ganzen Anzahl anderer vom Ober-, Mittel- und Niederrhein. Da nun ausser den Kelten, Germanen und Römern kein anderes Volk als das der Franken diese so ausgedehnte Fundgegend bewohnt hat, müssen wir diesen unser Gefäss zuschreiben. Anfangs als diese Germanen das rechte Rheinufer überschritten, waren sie noch Heiden und verbrannten deshalb ihre Todten; erst unter Klodwig gewann das Christenthum festen Fuss und dieses führte das Begraben der Verstorbenen ein. Bis zu Carl dem Grossen mochte das Begraben allgemeine Verbreitung gefunden haben. Der Styl unseres Gefässes kommt nur, wo er sich auch nur gezeigt hat, in der Nähe von Skeletten vor, woraus hervorgeht, dass er nicht wohl der fränkischen Frühzeit, sondern vielmehr der späteren Merovingen-Periode angehört.

Unser Glasbecher fehlt ebenfalls in den Gräbern der Kelten, der Germanen und auch in den römischen Gräbern (wenigstens sind mir in den römischen Gräbern bis zum Untergange des weströmischen Reiches keine bekannt geworden). Neben den Skeletten jener Gräber hingegen, welche die eben als merovingisch nachgewiesenen Gefässe enthielten, findet er sich sogar häufig, wonach wir auch ihn in die spätere Zeit der Merovingen setzen müssen.

Die römische Silbermünze ist nun, wie schon gesagt, von Septimius Severus und passt daher wohl nicht zu dem Style der übrigen Grabesbeigaben. Sie muss also bei der Altersbestimmung des Grabes mehr in den Hintergrund treten, umso mehr, weil die übrigen Gefässe auf ein germanisches Grab aus der fränkischen Zeit hindeuten. Auch waren zu

dieser Zeit die römischen Münzen bei den Germanen noch im Gebrauch, sie waren als wirklich gangbare Münze im Umlaufe. (Vergl. hierzu: „Soetbeer, Beiträge zur Geschichte des Geld- und Münzwesens in Deutschland“, II. 329 ff.) Constantin Koenen.

15. Der Grenzfluss Obringa und die Eintheilung Germaniens, von Dr. C. Mehlis im Correspondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Juli 1878. No. 7.

Der Geograph Claudius Ptolemaeus, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Alexandrien lebte, hat, wie Sadowski (die Handelsstrassen der Griechen und Römer, Jena 1877) zeigt, für den Osten Europa's, die Gegend von der Weichsel bis zum schwarzen Meer, sehr genaue Angaben geliefert. Das Donaugebiet konnte er nach Mittheilungen der römischen Militär- und Verwaltungsbeamten feststellen; schon Augustus hatte Reichskarten anfertigen lassen, von denen uns ein Bild in der Tabula Peutingerana erhalten ist. Die Zeiten des Trajan, Hadrian und Antoninus Pius boten Gelegenheit genug, das Rheinland näher kennen zu lernen, in dem grossartige Grenzbefestigungen angelegt wurden. Ptolemaeus nennt in der Beschreibung von Gallia Belgica das Land längs des Rheines bis an den Fluss Obringa Untergermanien, und das südlich dieses Flusses gelegene Obergermanien. Der Name dieses Flusses kommt als Abrikka nur noch bei Marcianus Heracleensis, einem Geographen des 5. Jahrhunderts vor. Ptolemaeus giebt für die Lage von Mainz nördlich der Obringa  $50^{\circ} 15'$ , für die nächste Stadt südlich, jedenfalls Worms,  $49^{\circ} 50'$  an. Die wirkliche Lage beider Orte ist  $50^{\circ}$  und  $49^{\circ} 10'$ . Mehlis erkennt als den fraglichen Fluss die Pfrimm, welche die Grenze zwischen Hessen und der Pfalz bildet; sie vereinigte sich wahrscheinlich früher, als der Rhein mehr gen Osten floss, vor ihrer Einmündung in diesen mit der südlicheren Eisbach = Isa. Obringheim, welches nördlich vom Eisbache liegt, ist der alte Name Obringa mit der fränkischen Endung. Die Pfrimm hiess im Mittelalter Primm oder Pryme, heute nennt der hessische und pfälzische Anwohner sie Bremm. In Deutschland kommen als Flussnamen Prim, Würm, Wirm, Prims, Prüm mehrfach auf keltischem Boden vor. Nach Walther (Topographie von Bayern S. 292) war die Pfrimm einst der Abfluss eines Sees, der sich von Enkenbach über Kaiserslautern, Landstuhl und Homburg bis an das Bliesthal erstreckte und noch Torfgrund in dieser Gegend hinterlassen hat. Dieser See bildete auch die Scheide zwischen dem Buntsandstein des Hartgebirges und dem Porphyr des Donnersberges und anderer Höhen. An seiner Südseite zog am höhern Ufer die Römerstrasse von Metz nach Worms. Mehlis führt für seine Ansicht noch eine Reihe von Monolithen an, die von Gollenstein bis Alsenborn und bis an die Saar reicht. Er hält sie für Grenzsteine. Die von Bergk angezogene Stelle des Pto-

lemaeus II, IX, 5, wonach die Entfernung der Obringa von Mainz 15' beträgt, stimmt mit der wirklichen von 20' ziemlich gut und um so mehr, wenn die Obringa früher nördlicher floss. Wenn es bei Ptolemaeus heisst, dass zuerst die Vereinigung der Obringa mit dem Rhein, dann die Wendung des Stromes nach Westen folge, so stimmt dies mit der oberhalb der Rheinwendung bei Worms gelegenen Pfrimm. Früher trat die Biegung des Rheines nach Westen sofort nach der Vereinigung mit der Pfrimm ein, denn er floss als Hügelrhein mit einem Arme durch das untere Pfrimmthal über Pfeddersheim, Niederflörsheim, Eppelsheim, Alzei und dann durch das Selz- und Wiesbachthal in den Bingergrund. Vgl. Mone, badisches Archiv I, S. 57. Auch Mannert, Reichard und Förstemann verlegen die Obringa in den Anfang des Rheinknie's bei Mainz. Mehlis erklärt den Umstand, dass Ptolemaeus Mainz nicht mehr zu Germania superior rechnet, aus der strategischen Bedeutung, welche zur Vertheidigung der Reichsgrenzen, zumal gegen die Alemannen, von Trajan bis zur Aufgabe der Agri decumates, noch vor Probus, Strassburg und Vindonissa hatten. Die geringere Zahl römischer Denkmäler in Strassburg erklärt Mehlis aus der grösseren Zerstörungswuth der Alemannen, während die Franken schon halb romanisirt waren. Den Inhalt der an Citaten reichen Abhandlung fasst Mehlis in folgenden Sätzen zusammen: 1) Die Pfrimm, ein alter Rheinarm, war die Grenzscheide zwischen Germania superior und inferior. 2) Hauptwaffenplätze in Untergermanien waren Köln und Mainz, in Obergermanien Strassburg und Vindonissa. 3) Der Sitz des Statthalters von Obergermanien wechselte vom 2. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts je nach militärischen Bedürfnissen. 4) Seit Mitte des 3. Jahrhunderts war der Dux transrhenani limitis und der Legatus Augusti propraet. Germaniae sup. zugleich Praeses Galliae Lugdunensis. 5) Seit Constantin wird die Gewalt am Mittelrhein zwischen dem Comes von Mainz und dem von Strassburg getheilt, beide gehören zu der Provinz Germania prima.

Sch.

16. Trier. In diesen Tagen ist die Sammlung von Alterthümern des archäologischen Vereins zu St. Wendel mit Vorbehalt des Eigenthumsrechts in das hiesige Provinzialmuseum übergeführt und somit durch die grosse Liberalität des genannten Vereines diese kleine, aber werthvolle Sammlung einem grösseren Publicum und der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich geworden. Die Sammlung entstammt grösstentheils Ausgrabungen, welche der Verein in den Jahren 1839—1842 in der dortigen Gegend hat vornehmen lassen und erhält für die Wissenschaft besonders dadurch Werth, weil die Art der Auffindung der einzelnen Stücke in einem von dem Verein herausgegebenen Berichte genau verzeichnet ist. Aus dem sog. Fuchshügel, der links an der Strasse von Tholei nach Birkenfeld liegt, stammt ein Armring aus reinem Golde, der hohl ist, doch ohne sichtbare Spuren des Zu-

sammenlötens, und ein einfacher massiver goldener Fingerring; aus Tholei selbst eine Bronzescheibe mit der Reliefdarstellung einer Jagd und eine Bulla mit Emailverzierungen, aus dem Varuswalde eine sehr interessante Figur eines kauernenden Silens aus Bronze, der als Gewicht diente; aus einem Grabhügel bei Remmesweiler ein grosses Schwert in einer Scheide aus Bronze mit goldenen Beschlägen und ein grosser Krug aus Bronze. Unter den anderen Alterthümern verdienen noch zwei ausgezeichnet erhaltene gläserne Urnen, römische Becher und Töpfe aus dem sog. Hunnenringe bei Otzenhausen, einige etruskische Fibeln aus Tumuli bei Urexweiler, ein Bronzerelief, den Ganymed darstellend, wie er vom Adler emporgetragen wird, und ein goldener Ring mit einem Krystall aus dem Allenwalde, sowie eine Sammlung von etwa 250 römischer Münzen und einige interessante Steinskulpturen noch besonderer Erwähnung. H.

17. Württemberg. Altgermanische Ausgrabungen und Entdeckungen in den Jahren 1876 und 1877, von Prof. Dr. Paulus aus der Vierteljahrsschrift für Württembergische Geschichte und Alterthumskunde. Bei Hunderingen befinden sich zu beiden Seiten des Donauthales zahlreiche Grabhügel, zumal auf dem Giesshübel in der Nähe der noch mit Wällen und Gräben befestigten „Heuneburg“. Diese wird gebildet durch einen Hügel, der  $\frac{1}{2}$  Stunde unterhalb Hunderingen auf dem linken Donauufer schroff und breit gegen den Fluss heraustritt und gegen die Landseite hin heute noch durch mächtige Gräben und Wälle vertheidigt wird. Seine obere dreieckige Fläche beträgt über zehn württemb. Morgen, ist gegen 900 F. lang und gegen 500 F. breit (1 württ. F. = 0,286 Meter), und meine Untersuchungen ergaben auf dieser Ebene, wie auf den Wällen, Scherben, grobe und wieder sehr feine, die mit denen aus den unten zu beschreibenden Grabhügeln genau übereinstimmen.

Der Heuneburg zunächst liegen die Grabhügel auf dem „Giesshübel“, einer Anhöhe, mit herrlichem Blick auf Oberschwaben und die Hochgebirge. Eine halbe Stunde westlich von der Heuneburg steigt sodann das riesige Kegelgrab des „Hohmichele“ steil empor, mit 45 Fuss Höhe und 300 Fuss unterem Durchmesser; um ihn her kleinere, darunter der „Kleine Hohmichele“ mit gegen 200 Fuss Durchmesser. Dann eine Viertelstunde südwestlich von der Heuneburg, hart am Donauthalrande, erhebt sich der gewaltige, jetzt oben abgestutzte Hügel der „Baumburg“, ein so grosser Hügel, dass sich darauf im Mittelalter eine Burg, die jetzt gänzlich wieder abgegangene „Buwenburg“, errichten liess, daneben der kleinere, doch immer noch bedeutende „Leenbühl“, und unten in der Donauebene der grosse, jetzt z. Th. abgetragene „Bettenbühl“, auf dem andern Thalrande der hochaufragende „Rauhe Leen“. Die Untersuchung der Grabhügel auf dem Giess-

hübel ergab: In dem kleinsten mit 175 Fuss Durchmesser bei 14 F. Höhe, fanden sich 8 F. über dem gewachsenen Boden, im Kreis umher gelegt, z. Th. von grossen Feldsteinen geschützt, fünf Skelette. Bei dem ersten Skelet lagen ein goldenes Stirnband mit zwei mäanderartigen Streifen, ein schön verzierter Dolch altitalischer (?) Arbeit, Eisenklinge in Bronzescheide, eine sehr grosse eiserne Lanze, zwei kleinere solcher Lanzen, ein hohler eiserner Keil, ein gar zierlich durchbrochenes Gürtelbeschläg und reiches herrliches Pferdgeschirr von Bronze (z. Th. noch mit Lederresten), ein kleiner eiserner Schlüssel, sodann Theile eines Wagens, eiserne Radreife und Nebenkapseln. Beim zweiten Skelet lagen ein goldenes Stirnband mit zwei Perlstreifen, ein enggestreiftes Gürtelblech und eine Eisenlanze. Beim dritten Skelet, das mit einem  $3\frac{1}{2}$  Fuss langen Steine bedeckt war, fanden sich ein glattes goldenes Stirnband, ein goldenes Armband mit zwei Perlstreifen, ein prächtiger Dolch, dem oben genannten ähnlich, nur noch reicher, Eisenklinge in Bronzescheide, ein gestreiftes Gürtelbeschläg und eine Fibel von Bronze, diese mit eingelegten Pasten. Beim vierten Skelet lagen ein goldenes Stirnband mit Perlreihen und eine Bronzefibel; beim fünften Skelet ein goldenes, wieder geperltes Armband, wie alle übrigen Goldsachen aus Goldblech, ein grosser geknoteter Bronzering, an dem kleine Ringe hingen einige schöne Fibeln und ein kleines zartes Gürtelbeschläg von Bronze, ein thönerner Spinnwirtel und mehrere mit Schmelzperlen besetzte Bernsteinkugeln an Bronzestiften (ohne Zweifel Haarnadeln). In der Nähe eines jeden Skelets lag ausserdem noch ein runder eherner Kessel, der grösste 22 cm hoch und 52 cm im Durchmesser. Auf der Sohle des Hügels war sodann, etwas über dem gewachsenen Boden erhöht, eine 24 Fuss im Durchmesser haltende Brandplatte, und auf ihr lagen gewiss hundert thönerne Webergewichte (5—6 Zoll hohe, an der Spitze durchbohrte Thonkegel). Unter der Brandplatte trafen wir, 3 Fuss tief in den gewachsenen Boden eingesenkt, eine sauber gemachte rechteckige Vertiefung (Grabkammer), 15 F. lang,  $12\frac{1}{2}$  F. breit, mit einer der schmälern Seiten gegen Südosten gerichtet, auf dem Boden und an den Wänden sorgsam mit Holzbrettern ausgeschlagen; auch darüber her waren Reste von Brettern. Die vier Ecken der Grabkammer markirten sich oben durch vier grosse Feldsteine und in ihr lagen, mit den Köpfen gegen Südosten, drei menschliche Gerippe. Das mittlere, ein alter Mann mit einer Narbe am Schädel, hatte an der rechten Seite einen eisernen Dolch in Eisenscheide mit Bronzeköpfen, zu seinen Füssen eine grobe dunkelbraune Urne aus Thon, mit einem Erzring, Asche und verbrannten Knochen. Ihm zur Linken lag ein jugendliches weibliches Skelet, mit einem Bernsteinschmuck um den Hals, bestehend aus einer rechteckigen, halbmondförmigen und spatenförmigen Tafel; an ihrer linken Seite

fanden sich eine bronzene und drei eiserne Lanzen spitzen, zu ihren Füßen der Schädel eines Pferdes. Zur Rechten des mittleren Skelets lag ein drittes, wahrscheinlich auch weibliches, mit fast ganz vergangenem Schädel. Dasselbe war in ein mit breiten golddurchwirkten Säumen versehenes Gewand gehüllt, wovon sich noch ein handgrosses Stück des Gewandes selbst und eine beträchtliche Anzahl von ganz kleinen, äusserst zierlichen goldenen Zängchen und Knöpfchen erhielt; in der Halsgegend fanden sich zwei grosse rechteckige Bernsteinplatten, eine davon zwei Zoll lang, und mehrere kleinere eiserne Ringe; auch zeigte sich der Holzboden, auf dem die Gerippe ruhten, bedeckt mit Resten von eiserne Plättchen, Fibeln etc. Ausserdem war der ganze Hügel unregelmässig durchsprengt von Thierknochen (meistens vom Schwein, Rind und Schaf), Scherben von Thongefässen, manche äusserst fein und sehr fest gebrannt, theils ganz schwarz, theils auf der Aussenseite roth, auf der innern und im Bruche schwarz, die feinsten von weisslicher Grundfarbe und mit rothen Lineamenten bemalt; auch Fragmente von grösseren Gefässen mit eingeritzten Verzierungen kamen vor, und gegen den Nordrand des Hügels hin stand auf dem gewachsenen Boden eine höchst elegant geformte, aussen roth gefärbte Urne. Ueberdies waren im Hügel verstreut Röhren von Bein, 1—3 Zoll lang, eines auch von Bernstein, zierliche Fibeln, Haarnadeln, Ringe, Ringlein und Knöpfchen aus Bronze, farbige Thonperlen etc.

Der daneben liegende Hügel, mit 220 Fuss unterem Durchmesser bei etwa 24 Fuss Höhe, enthielt auf dem gewachsenen Boden gegen Süden hin eine 7 Fuss im Durchmesser haltende Brandplatte, daneben in der Mitte des Hügels eine gegen 3 Fuss tiefe, wieder in den gewachsenen Boden eingesenkte und mit Brettern ausgeschlagene Grabkammer, 11 F. lang, 7 F. breit, gegen Süden gerichtet; diese beherbergte zwei stark vergangene Skelette, Köpfe gegen Norden (?), dabei Reste von Eisenwaffen und Bronzegegenständen. Oben im Hügel aber traf man, nicht weit unter der Oberfläche, einige grosse Kessel, schön geränderte Teller aus Bronze und Reste von kleineren Bronzeschüsseln, einen schönen Pfeil und einen Leibring von Bronze aus Kettengliedern. Daneben waren wieder dieselben Gegenstände wie im erstbeschriebenen Hügel eingestreut. Auch zeigten sich bei 1 Meter unter der Oberfläche des Hügels mantelförmig gelagerte Schichten, schwarz von Asche, Kohle, Thierknochen, Thierzähnen und Thonscherben.

Dieselben Schichten zeigte der dritte der geöffneten Hügel. Genau in der Mitte des 210 Fuss (60 Meter) im Durchmesser haltenden, 13 Fuss hohen Grabhügels fand sich wieder, kaum 1½ Fuss tief in den gewachsenen Boden eingetieft, eine auf allen Seiten von Brettern umgebene, gegen Südost gerichtete Grabkammer, 9 F. lang und über 5 F. breit. Die Bretter

des Bodens waren mit dünnem Bronzeblech überzogen und hierauf ruhte, mit dem Haupt gegen Südost, das stark vermoderte Skelet eines Mannes, mit Resten von Eisenwaffen (Dolch und Lanze), einer zierlichen Bronzefibel und Theilen eines Fingerrings von demselben Metall mit eingesetztem Bernstein. Seitwärts, nordöstlich über diesem Grab lag ein zweites Skelet, ohne Beigaben und ohne Umfriedigung, mit dem Kopf ebenfalls gegen Südost; es gehörte wohl einem Sklaven an. Neben der Grabkammer dehnte sich auf dem gewachsenen Boden gegen Westen eine 7 F. im Durchmesser haltende Brandplatte aus; höher oben,  $3\frac{1}{2}$  F. (1 Meter) unter der Spitze des Hügels, war eine zweite.

Während das eigentliche Grab so tief im Schosse des kolossalen Hügels verborgen war, zeigten sich die beigegebenen Spenden fast alle gegen die Oberfläche des Hügels hin; man stiess nämlich bei der Tiefe von nur 30 cm auf grosse, 3—4 m von einander entfernte Feldsteine (Findlinge), die in einem Kreis, gerade halb so weit als der Umfang des Hügels, umhergelegt waren, und unter diesen Steinen auf verschiedene, zum Theil werthvolle Gegenstände, die, wie es scheint, dem Bestatteten als Angedenken in's Grab gegeben wurden; so lagen in dem Kreis gegen Westen zwei Ohringe und eine Fibel von Bronze, gegen Nordwesten verschiedene, zum Theil rohe Thongefässe, gegen Norden Dolch und Lanze von Eisen, gegen Nordosten ein geriefter Eimer von Bronze von seltener Grösse und Schönheit, mit zwei angenieteten Henkeln, 32 cm hoch und 35 cm weit. Derselbe war höchst sorgfältig in Pfosand gesetzt und auf allen Seiten durch Holzbretter geschützt. Weiter lag in dem genannten Steinkreis gegen Südosten neben einer Eisenlanze ein grosser altgeflickter (genietet) Kessel von Bronze, 22 cm hoch, 50 cm weit, ebenfalls in Pfosand gesetzt und durch Brettchen geschützt, und vollständig gleich denjenigen Bronzekesseln, die man in den zwei eben beschriebenen Hügeln entdeckte; gegen Süden lagen sodann ein schöner, aus Kettengliedern zusammengesetzter Leibring von Bronze, wie ebenfalls einer in dem zweiten Hügel gefunden wurde, ein glatter Bronzering (Armring) und ein Spinnwirtel von Thon. Ausserdem war Nichts im Hügel zu finden, als regellos zerstreut einige Kleinigkeiten von Bronze, Reste von Fibeln, Haarnadeln, Knöpfchen, kleine Ringe etc., und allenthalben zahlreiche Fragmente von Thongefässen. Letztere boten eine grosse Auswahl, von den grössten und rauhesten bis zu sehr dünnen und feinen; beinahe alle im Bruche schwarz, mit Kohlenstaub vermengt; sie waren zum Theil auf beiden Oberflächen glänzend schwarz, dann innen schwarz oder grau und aussen sehr schön roth, oft auch weisslich und mit rothen Streifen bemalt; Ornamentik durch eingedrückte Punkte, Linien etc. war verhältnissmässig selten.

Die Art und Weise der Bestattung mögen wir uns folgendermassen denken: nachdem der Todte mit seinen Waffen in die in den gewachsenen Boden gemachte Eintiefung zwischen Holzbrettern und auf einer Unterlage von Bronzeblech sorgsam gelegt und oben durch Bretter bedeckt worden war, entfachten sie daneben ein gewaltiges Feuer, opferten und hielten den Leichenschmaus, holten hierauf aus der Umgegend steinfreie Erde, vermengten sie mit der Asche und den Kohlen des Feuers, mit den Knochen der geopferten und verspeisten Thiere und mit den Scherben der Thongefässe, die sie nach dem Mahl zerschlagen hatten; dann schütteten sie alles über das Grab in Kreisform umher, trugen immer wieder neue Erde herbei, sie mehr oder weniger vermischend, bis der Hügel mächtig gross geworden war; zuletzt entzündeten sie auf der Spitze des Hügels über dem Grabe wieder ein gewaltiges Feuer, schmausten und opferten wieder und legten zugleich am Hügel im Kreis umher sorgfältig jene oben beschriebenen Spenden nieder, deckten sie mit Sand, Brettern und Erde und setzten über ihnen als Zeichen grosse Feldsteine; holten noch einmal Erde aus der Umgegend in Menge herbei und breiteten sie über den Hügel aus, dass er anwache zu jener riesigen Grösse und weithin schaue über Berg und Thal, noch den spätesten Geschlechtern ein Denkmal.

Der vierte Hügel ist noch uneröffnet, und misst bei 200 Fuss unterem Durchmesser 14 Fuss Höhe. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass jener oben beschriebene kleinste Hügel mit den 8 Skeletten und ihrem so reichen Gold- und Bernsteinschmuck eine Begräbnisstätte von Fürsten war, und zwar werden dieselben in der Heuneburg gewohnt haben, gerade vor welcher, gleichsam vor ihren Thoren, jene mächtig und weithin sichtbaren Hügelgräber aufgeschüttet sind.

Ein schon an sich, als auch durch seine Aehnlichkeit mit den Hundersinger Funden höchst werthvoller weiterer Grabhügelfund wurde sodann Ende April 1877 in der Nähe von Ludwigsburg, auf der Markung Pflugfelden gemacht. Der schöngeformte Hügel, die sog. „Belle Remise“, mit 175 Fuss unterem Durchmesser bei etwa 18 Fuss Höhe, liegt ganz auf der Anhöhe, eine Viertelstunde westlich von Ludwigsburg, und gewährt nach allen Seiten die herrlichste Fernsicht. Durch die Einsetzung eines grossen Wasserbehälters für die Stadt Ludwigsburg enthüllte sich der aus einem steinfreien Lehm aufgeführte Hügel als ein Grabhügel. Man fand in seiner Mitte auf dem gewachsenen Boden, gewölbartig von grossen Feldsteinen bedeckt, ein Skelet, im Rechteck von Holzdielen umgeben, und dabei ein geperltes Stirn- und ein glattes Armband aus Goldblech, zum Verwechseln ähnlich mit denen aus dem Hundersinger Hügel, einen prächtig verzierten breiten zweischneidigen Dolch (Eisenklinge in Bronzescheide),

einst mit zahlreich eingesetzten Bernsteinen (wohl auch altitalische Arbeit), ein mehrfarbiges Glasfläschchen, noch viele, mitunter wohl erhaltene Theile eines mit Kupferblech überzogenen reichverzierten vierräderigen Wagens sammt sehr schönem bronzenem Pferdsgeschirr, dann eiserne Ketten, Radschienen und Nebenkapseln, sowie Eisentheile vom Wagengestell, zum Theil noch mit Stoff bezogen, und Reste eines gerieften Eimers, eines Kessels und eines Tellers von Bronze mit Perlrand, wieder ganz ähnlich den bei Hundersingen aufgedeckten. Daneben war, gegen Osten, 1,30 Meter in den Boden, 5,30 Meter im Geviert eingetieft, auch von vielen grossen Feldsteinen bedeckt, auf dem Boden mit Holzbrettern ausgeschlagen, ein zweites Grab mit sehr vergangenen Resten von Bronze- und Eisengegenständen, schönem Dolchgriff, zwei schmalen Bernsteinplättchen, einem gemodelten Goldplättchen, bronzenen Thierfigürchen: zwei Pfauen und ein Pferdchen mit Theilen eines Reiters. Von Brandplatten, Thierknochen, Scherben fand sich nichts im Hügel. (Sämmtliche hier beschriebene Funde jetzt im Museum vaterländischer Alterthümer in Stuttgart.)

Dass hier wieder ein Fürstengrab vorliegt, ist unstrcitig, und aller Wahrscheinlichkeit nach hausten diese Fürsten auf dem benachbarten Asberg, dem einsam, schroff und weithin beherrschend über der so fruchtbaren Ackerlandebene aufsteigenden felsigen Berg, als auf ihrer festen Heuneburg. Ein ähnlich grosser und schön geformter Hügel (Grabhügel), das sog. kleine „Asbergle“, erhebt sich, von drei kleineren Hügeln umgeben,  $\frac{1}{4}$  Stunde südlich vom Asberg, nahe dem westlichen Saume des „Osterholzes“.

Hier mögen sich einige Angaben über weitere Heidenschanzen und Heuneburgen unseres Landes anschliessen. Einen Blick in eine ungeahnt grossartige, räthselvolle Welt eröffnet uns die Betrachtung jener weit ausgedehnten Befestigungen, jener Heidenschanzen und Heuneburgen (Riesenburg), die entweder auf felsig vortretenden Bergzungen oder auch auf ganz freistehenden schwer zugänglichen Bergen aufgeführt worden sind, z. Th. mit drei- oder mehrfachen Umwallungen aus Erde oder aus Erde mit Steinen oder auch ganz aus grossen Steinblöcken. Wir könnten bereits in Württemberg über 50 solcher uralten Vesten namhaft machen, doch ist bis jetzt kaum eine oder die andere eingehend untersucht worden, denn dieses ist, weil die meisten sehr gross und dabei dicht mit Wald bedeckt sind, eine sehr schwierige und zeitraubende Sache. Im Folgenden gebe ich Andeutungen über diejenigen, die ich in den letzten zwei Jahren besichtigte, sie theils entdeckend, theils die Beschreibung derselben richtiger stellend. Die „Heuneburg“ bei Hundersingen, OA. Riedlingen, wurde schon oben beschrieben.

Eine zweite „Heuneburg“ liegt drei Stunden südlich davon auf der

schwäbischen Alb, in abgelegener Gegend, beim Zusammentreffen des Fridinger und Waldstetter Thales, zweier tiefer von Felsenzinnen (weisser Jurakalk) und dichten Waldungen umkränzter Albthäler, — wohl die kühnste und trotzigste aller dieser Volksburgen unseres Landes.

Der beinahe ganz freistehende schroffe Berg wird auf seiner obersten ebenen Fläche in einem Viereck von etwa 1200 Fuss Seitenlänge von einem riesenhaften Steinwall umfasst, der gegen innen mannshoch aus Weisjura- blöcken mörtellos aufgethürmt, gegen aussen aber, an den Abhängen des Berges, mantelartig, zum Theil bis in eine Tiefe von 50 Fuss, in sehr steiler Böschung hinabgebaut ist und dem Angreifer fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensezte.

Nur  $\frac{3}{4}$  Stunden südwestlich von dieser Heuneburg liegt auf der andern Seite des Fridinger Thales eine ähnliche, dreifach von Gräben und Erdwällen umgebene Veste, die „Alte Burg“, und  $\frac{1}{2}$ —2 Stunden von den drei Burgen entfernt liegt (nahe bei Riedlingen) der „Oesterberg“.

Ferner in dem unweit Marchthal in das Donauthal mündenden Lauterthal erhebt sich gerade über Indelhausen, im Halbkreis von der Lauter empfangen, „Alt-Hayingen“, eine höchst grossartige, noch gut erhaltene Befestigung. Die Kuppe wird nämlich rechteckig umschlossen von hohem Steinwall, der beiläufig 1200 Fuss lang und 1000 Fuss breit ist. An der Ostseite, die jäh, doch nicht mit senkrechten Felsen, wie im Norden und Süden, abfällt, legen sich vor den Steinwall, schon am Abhang, zwei tiefe Gräben. Der Feind hatte an der Westseite drei Gräben und vier Wälle zu überschreiten.

Diesen gewaltigen Verschanzungen am Südabhang der schwäbischen Alb entsprechen am Nordrand des Gebirges noch umfangreichere; so bei Grabenstetten und Erkenbrechtsweiler bei Urach. Hier umschliessen die Schanzen eine Fläche von etwa  $\frac{5}{4}$  Reisetunden Breite und  $1\frac{1}{2}$  Reisetunden Länge (1 württemb. Reisetunde = 16,000 w. Fuss.) Ein ganzes Volk sammt Heerden und sonstiger Habe fand hier Zuflucht, noch heute erregt der Zug des sogenannten Heidengrabens das Staunen des Wanderers, an vielen Stellen, von der Wallkrone bis zur Grabensohle, 35 Fuss hoch; er beginnt im Süden bei dem wild zerrissenen Schlattstaller Felsenthal und geht bis an den Felsentrauf des Neuffener Thales, zweimal auf seinem Zug auf weite Strecken von einem jähem Gewirr felsiger Schluchten durchbrochen, und in einer Länge, die beiden Schluchtengebiete abgerechnet, von gegen 3600 Schritten; und zweimal führen durch den Wall noch wohl- erhaltene Eingänge mit gegen innen laufenden etwa 100 Fuss langen, wie der Wall aus Erde aufgeworfenen Thorflügeln. Diese letzte, rings von thurmhohen Riffen umstarre Bergzunge war die letzte und sicherste Zu-

flucht. Innerhalb des Heifflengrabens bestanden früher Grabhügel und fand man schon in den Feldern goldene Regenbogenschüsselchen, Bronzewaffen und Bronzeschmuck.

Gehen wir am Nordrande der schwäbischen Alb abwärts bis zur Gegend von Heubach im Oberamt Gmünd, so finden wir ähnliche Verschanzungen: auf dem südlich vom Rosensteinberg sich erhebenden „Hochberg“ soll früher das alte Heubach, die „Hochstatt“ gestanden sein. An der einzig mit dem übrigen Gebirge durch einen tieferen Sattel zusammenhängenden Südostseite des Hochberges ziehen, schon am Abhang (um den Wällen eine imposantere Höhe zu geben) zwei Gräben mit Wällen noch wohl erhalten hin. Die Höhe von der Wallkrone bis zur Grabensohle beträgt 14 Fuss; hinter den Schanzen dehnt sich eine schöne eirunde gegen  $\frac{1}{4}$  Stunde lange und  $\frac{1}{8}$  Stunde breite Hochfläche aus, auf der wohl eine Stadt Raum hatte. — Noch viel geräumiger aber ist das Plateau des Rosensteinberges, über  $\frac{3}{8}$  Stunden lang,  $\frac{1}{8}$  Stunde breit; rings mit unersteiglichen Felsen, berührt es nur durch eine schmale Landenge, beim finstern Loch, das übrige Gebirge. Diese Landenge ist zweifach durch sehr starke Gräben und Wälle verschanzt.

Gehen wir weiter, weit nordwärts ins Tauberthal; hier tritt in der Nähe von Tauberszell auf der linken Seite des Thales ein auf drei Seiten freier Berg wildschroff hervor und trägt oben auf seiner über  $\frac{3}{8}$  Stunden (6700 w. Fuss) langen und über  $\frac{1}{8}$  Stunde (2700 Fuss) breiten Fläche eine der grossartigsten Verschanzungen, die den jetzigen Weiler „Burgstall“ umschliessen.

Auf der vierten (westlichen) mit dem übrigen Terrain zusammenhängenden Seite dringt auf beiden Seiten je eine felsige Schlucht gegen das Gefilde herein und ihre Enden sind verbunden durch einen sehr tiefen und breiten Graben, hinter dem sich ein mächtiger, an der Aussenseite mit einer Bärme versehener Erdwall hinzieht.

Eine weiter höchst interessante Verschanzung findet sich im Oberamt Heidenheim, auf dem an drei Seiten von der Brenz umflossenen Buigenberg. Gegen Süden, wo derselbe steil, aber nicht mit Felsen sich in das Thal hinabwölbt, zieht oben am Abhang im Halbmond Graben und Wall in starken Dimensionen umher, Wallbreite 50—60 Fuss, bei entsprechender Höhe, weiterhin gegen Osten und Westen verläuft sich der Wall, denn hier sind die jäh abfallenden felsigen Bergesflanken durch Geröllmassen vollends unersteiglich gemacht. Gegen Norden aber, wo die ziemlich schmale Bergzunge eben weiter läuft, reicht querüber von Hang zu Hang eine ganz gewaltige Vertheidigungslinie, zweimal mit Wall und Graben, in einer Länge von 500 Fuss und einer Gesamtbreite von 240 Fuss, wovon 90 Fuss auf

den Durchmesser des inneren Walles, 150 Fuss auf die übrigen 2 Gräben und den Wall dazwischen entfallen. Die Wälle bestehen aus Steinen mit etwas Erde; die Höhe des grössern beträgt von der Grabensohle aus 25 Fuss, gegen innen 15 Fuss, die Höhe des äusseren Walles von der Grabensohle 12 Fuss. Die Länge des umwallten Raumes beträgt etwa 1400 Fuss bei 500 Fuss Breite. — Sollte sich durch Nachgrabungen meine Vermuthung bewahrheiten, so hätten wir den, wohl auch an andern ähnlichen Werken nicht unschwer zu führenden Beweis, dass dieselben bis zum Einbruch der Römer als Zufluchts- und Vertheidigungsorte benützt wurden.

Zum Schlusse sei noch des schon auf bayerischem Boden liegenden, aber weit ins Württemberger Land hineinschauenden Heselberges Erwähnung gethan, jenes am Nordende des Rieses inselartig aufsteigenden Bergzuges (aus Jurakalk), der das tief unten liegende fruchtbare Land beherrschend überragt und von dessen Scheitel aus man nach allen Seiten hin eine fast unbegrenzte Aussicht, vom Hohenstaufen bis zu der Burg von Nürnberg, geniesst. Der Berg ist, namentlich gegen oben, vollständig baum- und strauchlos und bildet drei von Westen nach Osten lang hinziehende Rücken. Die ganze grosse, noch vollständig umwallte Bergfläche, auf der kein Strauch, nur niedere Weide, fand ich überall mit Scherben von schwarzen Geschirren bedeckt; wo der Boden leicht angerissen war, traten noch mehr zu Tage, eine ganz überraschend grosse Menge, genau wie auf dem viel kleineren Plateau des Ipfs bei Bopfingen, der mit seinem kahlen Haupt und seinem starken Verschanzungsgürtel zu mir herüberwinkte. Auch in der Nähe des Ipfs,  $\frac{1}{4}$  Stunde südöstlich davon, liegt ein „Osterholz“. Ueber den Ipf und seine Schanzen s. Schriften des W. Alterthumsvereins, Band II. H. 2, 1875. — Beide Berge waren gewiss heilig, waren Opferplätze, aber auch gewaltige Volksburgen in Zeiten der Noth. — Auf dem mittleren der drei Hochrücken des Heselberges sind Spuren einer ausgedehnten (quadratischen) Verschanzung, doch lang nicht so gut erhalten. Jeden Sommer wird auf dem Berge, innerhalb der Hauptverschanzung, ein Markt abgehalten, wozu von weit her alles Volk heraufströmt. Auf dem Gipfel des Ipfs, wo nach der Volkssage „unsere heidnischen Voreltern ihre Götter angebetet und ihnen Opfer dargebracht haben“, beging man noch im 16. Jahrhundert das Ostermontagsfest mit grossem Zulauf. Sch.